

## **Werk**

**Titel:** Des Abbé Rochon´s Reise nach Madagaskar und Ostindien

**Autor:** Rochon, Alexis Marie

**Verlag:** Voss

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1792

**Kollektion:** Itineraria

**Werk Id:** PPN243819706

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN243819706> | LOG\_0010

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=243819706>

## **Terms and Conditions**

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

## **Contact**

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

nicht länger ein Geheimniß. Unfre Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften haben uns Geheimnisse enthüllt, welche die Natur über unfre schwachen Einsichten hinaus gerückt zu haben schien. Doch wie viele von uns hält Leichtsinns auf immer von dem Heiligthum dieser Wissenschaften ab! Der Wilde ist weniger davon entfernt. Wer ganz frei gesteht, daß er nichts weiß, kann eher Belehrung erhalten, als die meisten von jenen Eingebildeten, die kaum die Oberfläche der Dinge kennen, und dennoch über das Schwerste und Verwickeltste entscheiden! Während meines Aufenthaltes in Madagaskar habe ich viele Proben mit den Insulanern angestellt, und das Resultat zeigte mir, wie wenige Schwierigkeiten es macht, ihnen richtige Begriffe von unsren Wissenschaften beizubringen. Ich bin oft darüber erstaunt, wie außerordentlich leicht sie die allgemeinen Ursachen der vornehmsten Phänomene, welche sie am stärksten in Schrecken und Verwunderung setzen mußten, begriffen. In civilisirten Ländern sind sehr viele Menschen zu ununterbrochener Arbeit genöthigt, wenn sie sich ihren Unterhalt erwerben wollen; aber die wilden Nationen, welche ein fruchtbares Land bewohnen, befinden sich nicht in diesem Falle. Sie sind begierig nach Unterricht, und haben Muße dazu.

### Der nordöstliche Theil von Madagaskar.

Der nordöstliche Theil dieser Insel ist das reiche Vorrathshaus der Kolonien auf Isle de France und Bourbon. Die Häfen, die am stärksten besucht werden, sind Foulpoint, Sainte-Marie und die Bay Antongil\*). An diesen drei Orten haben die Franzosen

\*) Eine nähere Angabe von der Lage dieser Derter wird hier hofentlich nicht am unrechten Orte seyn. Foulpoint, eine Benennung, die sich von Englischen Seefahrern herschreibt, bedeutet die unreine Spitze. Ohne Zweifel ist die Menge und die, noch überdies veränderliche, Lage der Untiefen, Ko-

Kolonieen anzulegen versucht. Ein Soldat in Diensten der Indischen Kompagnie, Namens la Vigorne, hat mir nützliche Belehrung über die Niederlassungen der Seeräuber in diesen Gegenden mitgetheilt. Er hatte sich bei den Insulanern beliebt gemacht und durch einen langen Aufenthalt unter ihnen eine Art von Einfluß auf sie erlangt, der für die Administratoren von Isle de France und Bourbon viele Jahre nützlich gewesen ist. Von ihm habe ich einige geringe Kenntnisse von dem Charakter, den Sitten und den Produkten im Nordöstlichen Theile von Madagaskar erhalten.

Die Einwohner dieser Küste sind noch besser und menschlicher, als die in der Provinz Karfanossi. Diese guten Leute gebrauchen weder Schlösser noch Riegel, und verschließen die Thür ihrer Häuser nur mit Dornen und Reisern. Sie würden sich nicht vor Diebstahl fürchten, wenn ihre Wohnungen auch voller Kostbarkeiten wären. Diese Häuser sind indeß nur zusammengefügte Blätter und Matten, die man ohne alle Mühe einstoßen kann. — Als man gegen die Seeräuber, welche die Indischen Meere beunruhigten, beträchtliche Unkosten traf, um ihren Korsarenzü-

rallklippen und Sandbänke daselbst, ein hinreichender Grund gewesen, sich dieses Ausdrucks zu bedienen, zumal da jeder mit Felsenstücken belegte und ungleiche Ankergrund in der nautischen Sprache Foul, (unrein) genannt wird. Die Landspitze, welche diesem Ankerplatze gegenüber liegt, wird auf  $17^{\circ} 40'$  S. Br., und  $47^{\circ} 16'$  O. L. von Paris bestimmt. Die Schiffe liegen hier zwischen Felsenriffen, die zur Ebbezeit trocken sind, auf offener Abrede, den Winden ausgesetzt, welches jedoch hier zu Lande, wenigstens in der guten Jahreszeit, nicht für allzu gefährlich gehalten wird. — Der Hafen von St. Marie auf der Insel dieses Namens, die in der Sprache der Eingebornen Nosfi Hibrahim heißt, liegt an der Westseite derselben, gegen ihr südliches Ende zu, in  $17^{\circ}$  S. Br. und etwa funfzehn Englische Meilen von der gegenüber liegenden Ostküste von Madagaskar entfernt. Er hat ebenfalls wenig Schutz, indem die Schiffe außerhalb des kleinen Inselchens im Eingange liegen müssen. Auf diesem Inselchen liegt der kleine Flecken Pandeken, den die Franzosen zu verschiedenen malen, nemlich 1740 und 1743, in Besiz nahmen und woselbst sie ihre Faktoreien errichteten, die sie aber 1762 wieder verließen. Die kältesten Monate sind hier Januar, Februar und März.

gen ein Ende zu machen, geriethen sie in Furcht, und flohen nach der Nordostküste von Madagaskar. Wie es scheint, legten sie ihre erste Niederlassung auf der Insel Nossi-Hibrahim an, die von den Franzosen Sainte-Marie genannt wird, und deren eine Spitze elf Stunden von Soulpont liegt, die andre aber sich im Norden bis zur Deffnung der Bay Antongil erstreckt. Es gelang ihnen, sich durch Heirathen das Zutrauen und die Freundschaft der Insulaner zu erwerben. Vielleicht findet man es befremdend, daß Leute von einem so schändlichen Gewerbe kein verächtlicheres Andenken hinterlassen haben; allein diese Insel ward für sie und ihre Kinder ein neues Vaterland, dessen Sitten und Gebräuche sie annahmen. Uebrigens kann man in einem so fruchtbaren und an allen Lebensmitteln so reichen Lande fast unmöglich ein Eigenthum verletzen; denn der einzige Reichthum der dortigen Völkerschaften besteht im Boden, und dieser gehört allen Insulanern beinahe ohne Unterschied. Es befremdet daher nicht, daß die Piraten, die immer wieder nach diesem Zufluchtsorte hinkommen, um ihre Schiffe auszubessern und mit Lebensmitteln zu versehen, von den Malegaschen wohl

In der Meerenge zwischen Nossi Hibrahim und Madagaskar sind Kaskelotte oder die Art Wallfische, welche Wallrath führen, sehr häufig. Die Insel St. Maria ist von Norden nach Süden sechs und dreißig Englische Meilen lang, und wo sie am breitsten ist, von Osten nach Westen sechs Englische Meilen breit. Die Fluth steigt im Hafen nur vier Fuß. Das Erdreich ist mehrentheils schlecht, und hat nur einige gute Stellen; daher ist auch die Insel wenig bewohnt. — Die große Bay Antongil (Anton Gil), sonst auch Manghaben, liegt in der Nordostgegend von Madagaskar. Den ersteren Namen hat sie von ihrem Entdecker Antonio Gillo, einem Portugiesen; unter dem letztern ist sie den Eingebornen bekannt. Sie hat von Süden nach Norden, wohin sie sich ins Land vertieft, eine Tiefe von zwölf bis vierzehn Seemeilen, und ist acht bis neun Seemeilen breit, folglich vielmehr ein Meerbusen, als eine Bay. Im Norden hat sie eine kleine Insel, Marotte, (oder Marov, auch Maroffe) hinter welcher die Schiffe einen guten, sichern Ankerplatz, sehr nahe am Ufer finden. Dieses Eiland liegt in 15° 45' S. Br. und ist, wie die ganze Umgränzung der Bay, mit anmuthigen Waldungen bewachsen.

G. S.

aufgenommen wurden, da diese ihren Reichthum mit ihnen theilten, ohne etwas von ihren Räubereien zu muthmaßen. Sie verglichen das Verhalten jener Elenden mit dem Verfahren mehrerer Europäischen Schiffe; und die Vergleichung fiel nicht zum Vortheile der Letztern aus, da diese sich mehr als Einmal mit Gewalt Erfrischungen verschafft, und dabei unerhörte Bedrückungen verübt, z. B. Dörfer abgebrannt oder sie mit ihrem Geschütz niedergeschmettert hatten, wenn man ihnen nicht geschwind genug Ochsen, Hühner und Reis lieferte. Nach solchen Gewaltthatigkeiten war der Anblick eines Europäischen Schiffes für die Insulaner natürlicher Weise ein Signal des Schreckens und Unglücks. Die Bewohner auf Soulpoint haben noch nicht vergessen, daß im Anfange dieses Jahrhunderts die Mannschaft eines Europäischen Schiffes eine Menge Insulaner unter ein großes Zelt lockte. Sobald es voll war, fielen die Zeltstangen zusammen; und durch diese abscheuliche List konnte man sich leicht einer großen Anzahl von ihnen bemächtigen, die dann zu Sklaven gemacht wurden. Wenn ich auch solche Unthaten mit Stillschweigen übergehen könnte, so würde ich es doch für nützlich halten, ihrer zu erwähnen, um zu zeigen, wie viel unsre Vorgänger gethan haben, was von uns wieder gut zu machen ist.

Die Piraten setzten ihre Räubereien bis zum Jahre 1721 mit Glück fort; aber um diese Zeit vereinigten sich mehrere Nationen, weil ihr Handel ungeheuren Verlust erlitt, das Indische Meer von diesen furchtbaren Tyrannen zu befreien, die sich vor der Insel Bourbon eines großen Portugiesischen Schiffes, worauf sich der Graf von Neceira und der Erzbischof von Goa befanden, und noch an eben dem Tage eines andren Schiffes von dreißig Kanonen, folglich zweier sehr beträchtlichen Prisen, bemächtigt hatten.

Die Seeräuber thaten, da sie des Krieges gewohnt und auf ihr Glück stolz waren, einen langen und fürchterlichen Widerstand. Man mußte ihnen eine beträchtliche

Macht entgegen stellen, sie durch strenge Züchtigungen in Schrecken setzen, sie trotz allen dringenden Gefahren bis an ihren Zufluchtsort verfolgen, und sie zwingen, daß sie daselbst ihre Schiffe verbrannten. Dieser strengen Mittel bediente man sich, um das Indische Meer von den Räubern zu befreien, die es beunruhigten, seitdem Vasco de Gama den Europäischen Schiffen den Weg nach Indien eröffnet hatte. Nach dem gänzlichen Verlust ihrer Schiffe konnten die Piraten dem Handel nicht mehr schaden und sich nicht mehr aus der unbedeutenden Niederlassung hervorwagen, die sie auf St. Marie, der unweit Madagaskar gelegenen kleinen Insel, angelegt hatten. Doch diese Bösewichter begingen jetzt, als sie einem irrenden, umherschweifenden Leben entsagen mußten, neue Urthaten. Da sie in fruchtbaren Gegenden, wo kein Eigenthum abgesondert ist, ihr schändliches Gewerbe nicht mehr mit Vortheil treiben konnten, weil sie viel zu schwach waren, die Insulaner zu unterjochen: so hätte man glauben sollen, es bliebe ihnen kein andres Mittel zu schaden übrig, als Zwietracht unter den Insulanern anzustiften. Aber wären sie bloß dabei stehen geblieben, Uneinigkeit und Kriege unter den Malegassen zu erregen, so würde das Feuer wahrscheinlich wieder erloschen seyn, und diese sich dann, wenn sie bei ruhigeren Zeiten zur Vernunft gekommen wären, unfehlbar an die Piraten gehalten und sich für die Treulosigkeit derselben gerächt haben. Es war also, wenn ihre verderblichen Pläne gelingen sollten, nothwendig, daß sie den Krieg für die Insulaner nützlich machten. Der Verkauf der Gefangenen, d. h. der Sklavenhandel, erfüllte für sie die Absicht, die Uneinigkeiten unter den Malegassen immerfort zu erhalten, um dadurch neue Mittel zur Bereicherung zu gewinnen und die Europäischen Nationen, welche jenen abscheulichen Handel begünstigen, zu ihren Freunden und Beschützern zu machen. So endigten die Piraten ihre Räubereien mit diesem neuen Verbrechen, welches noch jetzt die Insel Madagaskar entvölkert. Es

hat seit dem ersten Entstehen immer zugehört, und man kann eben so schwer sein Ende absehen, als seine traurigen Folgen berechnen. Von allen durch die Seeräuber veranlaßten Unordnungen und Uebelthaten ist die Einführung des Sklavenhandels in Madagaskar unstreitig die größte. Dieser verdient um so mehr Abscheu, da die, welche Vorthail von ihm ziehen, die dadurch verursachten Uebel kaum empfinden. Wenn aber aufgeklärte Nationen dieses Verbrechen begehen — darf man sich da wohl wundern, daß die Malegaschen, weil ihnen der Verkauf der Sklaven immerwährenden Vorthail verschafft, noch jetzt dankbar gegen die schändlichen Menschen sind, denen sie, nach ihrer Meinung, den größten Theil ihrer Reichthümer zu verdanken haben? Ehe diese Räuber sich unter ihnen niederließen, hatten Hind- und Schafvieh keinen Werth; auch für Reis und andre Lebensmittel bekamen die Insulaner nicht mehr, als die Schiffer ihnen zu geben für gut fanden. Es scheint fogar, als hätten die Piraten, so lange sie ihre Räubereien trieben, bei der Rückkehr von jeder Expedition den Gewinn ihrer Fahrten in Trunkenheit und andern Ausschweifungen verschwendet.

Mangel an Bedachtsamkeit für die Zukunft ist bei Leuten, die an ein herumsehendes und zerstreuetes Leben gewöhnt sind, nicht selten, und die äußerst große Verschwendung dieser schlechten Leute befremdet also nicht; aber man darf sich nicht wundern, daß sie den Insulanern die unreine Quelle, aus der sie ihren Reichthum schöpften, verbargen. Vielleicht ist dies der einzige Punkt, worin sie klug zu seyn gezwungen wurden; denn sonst konnten sie sich den Haß der Insulaner zuziehen, an deren Freundschaft ihnen doch viel gelegen seyn mußte. Gewiß würden die Malegaschen so gefährliche Gäste, wenn sie die Verderbtheit derselben gekannt hätten, vertilgt haben; aber da ihr Andenken bei den Insulanern nicht verhaßt ist, so müssen diese sich durch tiefe Verstellung und durch den äußeren trügerischen Schein von Zuneigung und Vertrauen

Haben verführen lassen. Verstellung konnte übrigens jenen Bösewichtern nicht schwer fallen, da sie von der frühesten Jugend an zu List gewöhnt waren. Nur auf diese Art läßt es sich erklären, wie die Malegaschen noch eine Art von Zuneigung zu diesen schändlichen Räubern, ja ich möchte fast sagen eine gewisse Ehrfurcht für dieselben, haben können.

Zu der Zeit, als die Piraten bloß damit beschäftigt waren, die Indischen Meere zu beunruhigen, konnten sie auf Madagaskar keine großen Unordnungen erregen. Ihr Aufenthalt auf dieser Insel war immer sehr kurz, und übrigens konnten sie, da sie schleunig ihre Schiffe ausbessern und sich Lebensmittel verschaffen mußten, nicht darauf denken, Unruhen und Zwietracht unter den Bewohnern zu stiften; denn ihre Abwesenheit gab den letzteren Gelegenheit, sich an ihren Weibern und Kindern zu rächen und ihre Niederlassungen zu Grunde zu richten. Aber so bald sie gezwungen wurden, ihrem schändlichen Gewerbe zu entsagen, befolgten sie in ihrer Art zu leben einen ganz andern Plan. Sie dachten auf Mittel, einen Theil der Reichthümer, die sie so unbedachtsam verschwendet hatten, wieder zu erlangen, und sich den Schutz der Europäer dadurch zuzusichern, daß sie ihnen einen Handelszweig verschafften, dessen Umfang und Wichtigkeit sie kannten. Diese schlechten Menschen haben zuerst den Sklavenverkauf in dem Nordöstlichen Theile von Madagaskar eingeführt. Alle Traditionen des Landes sagen uns dies, und La Bigorne hat es mir bestätigt. Nur durch viele Unruhen und Uneinigkeiten, die sie auf der Insel erregten, kamen jene Räuber gegen das Jahr 1722 dahin, den Widerwillen der Malegaschen gegen einen so abscheulichen Handel zu besiegen. Vorher hatten mehrere Europäische Schiffe die Insulaner vergebens dahin zu bringen gesucht, ihre Gefangenen und Uebelthäter zu verkaufen. Ihre Unterhandlungen hierüber waren mit Unwillen verworfen, und sie selbst, wenn sie List oder Gewalt zu brauchen gewagt hatten, auf eine

schreckliche Art bestraft worden. Die Seeräuber kannten den Muth der Malegaschen besser, um sich eben der Mittel zu bedienen; sie sahen ein, daß ihre Anzahl nicht hinreichte, dieselben zu unterjochen oder ihnen über einen Handel, gegen den sie Widerwillen empfanden, Gesetze vorzuschreiben. Die geringste Gewaltthätigkeit in diesem Stück hätte ihnen, und noch gewisser ihren Weibern und Kindern, den Untergang zugezogen. Der sicherste Weg zur Erreichung ihres Endzweckes war der, daß sie unter den Insulanern Zwietracht erregten und die innerlichen Kriege derselben benutzten, um sie dahin zu bringen, daß sie sich ihrer Gefangenen entledigten, die ihnen durch ihre Anzahl nothwendig zur Last werden mußten. Aber mitten unter allen diesen Unordnungen war ihnen zur Erreichung ihrer Absichten und wegen ihrer Sicherheit äußerst viel daran gelegen, mit beiden Partheien in Verbindung zu bleiben und die Rolle der Vermittler zu spielen. Sie mußten also eine Gelegenheit, oder wenigstens einen scheinbaren Vorwand, abwarten, um diesen hassenwerthen Plan auszuführen; und eine solche Gelegenheit fand sich bald.

Die Bethalimenen, eine Völkerschaft im Inneren des Landes, hatten ihre Dörfer verlassen und sich in großer Anzahl nach dem Wohnorte der Seeräuber aufgemacht, um sich verschiedene Handelsartikel, deren Nutzen und Bequemlichkeit sie einsahen, zu verschaffen. Besonders fragten sie stark nach dem schönen Rattun, nach Schnupftüchern von Masulipatnam, Musselinen und einigen andern, mehr oder weniger kostbaren Waaren. Die Bewohner der Seeküste, die unter dem Namen Untawaren und Maniwulis bekannt sind, sahen sie mit wahrem Vergnügen bei sich, und würden es für Verletzung der Gastfreundschaft und zugleich ihrer Zuneigung zu den Seeräubern gehalten haben, wenn sie die letzteren in dem Handel um Vieh und allerlei andere Lebensmittel, die ihnen zum Verproviantiren ihrer Schiffe nothwendig waren, nur im mindesten gestört hätten.

Die *Bethalimene*n sind wirthschaftlicher und muthiger als die *Untawarren* und *Maniwulis*; sobald sie daher sahen, daß die Seeräuber durch die gänzliche Zerstörung ihrer Marine die Quelle ihrer Reichthümer verloren hatten, machten sie Anstalt, mit dem reichen Gewinne, den sie zusammengebracht, wieder nach ihren Dörfern zurückzukehren. Die *Untawarren* und *Maniwulis* würden sich ihrer Abreise nicht widersezt haben, wenn die Seeräuber nicht alles angewendet hätten, sie aufzureizen. Diese stellten ihnen nehmlich vor: die köstlichen Waaren, die Frucht ihrer Mühe und ihrer Zuneigung, wären auf immer für sie verloren, wenn sie zugäben, daß dieselben aus ihrem Gebiete gingen und in das Innere des Landes vertheilt würden. So ließen die *Untawarren* und *Maniwulis* nach einem langen Widerstande, der bloß von Ehrfurcht für die Rechte der Gassifreundschaft herrührte, sich endlich überreden und zu einem ungerechten Kriege verführen. Dieser blutige Krieg war die Quelle von allen denen, welche noch jetzt den Nordöstlichen Theil von Madagaskar verheeren. Vor dieser Zeit lebten die Insulaner in Frieden; die kleinen Zwistigkeiten, die unter Gesellschaften von geringer Größe unvermeidlich sind, währten niemals lange und ließen keine Spur von Groll zurück. Die Piraten waren übrigens so klug, sich nicht bei dem Heere der *Untawarren* und *Maniwulis* sehen zu lassen, doch ohne daß sie deshalb den Anschein haben wollten, als beobachteten sie die Neutralität: sie verkauften nehmlich diesen beiden Völkerschaften zu einem sehr hohen Preise Waffen und Kriegesmunition; den *Bethalimene*n schlugen sie diese Hülfe ab, gaben ihnen aber insgeheim den verrätherischen Rath, von einem erst kürzlich zu *Soulpoint* angekommenen Europäischen Schiffe gegen ihre Gefangenen Feuerergewehre und Kriegesmunition einzutauschen. Die *Bethalimene*n benutzten diesen Rath begierig, da sie über die Gewaltthätigkeiten, welche die beiden andern Völkerschaften gegen sie begingen, im höchsten Grade aufgebracht waren.

Sie hatten bei einer tapfern Vertheidigung eine große Anzahl Gefangener gemacht; diese waren ihnen jetzt zur Last, und durch den Verkauf derselben konnten sie die zur weiseren Vertheidigung nöthigen Waffen bekommen. Sie wußten es den Seeräubern Dank, daß diese ihnen Mittel an die Hand gegeben, die beiden anderen Völkerschaften für ihre Untreue zu bestrafen; ists hatten sie hinlängliche Munition, ja, sie waren noch besser damit versehen, als ihre Feinde, die nun ihrer Abreise kein Hinderniß mehr in den Weg legen konnten. Eben die Madefassen, die von jeher einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Verkauf von Sklaven gezeigt hatten, veränderten in diesem Stück plötzlich ihre Grundsätze. Sie hielten uns indes für Menschenfresser; und die unaufhörlichen Bemühungen der Europäer, sich durch List oder Gewalt Sklaven zu verschaffen, hatten nicht wenig dazu beigetragen, sie in dieser für uns schimpflichen Meinung zu bestärken. Die Feinde der Weißen — und ihrer gab es nicht wenige — machten sich ein Vergnügen daraus, diese gehässige Verläumdung zu verbreiten, und man versichert sogar, sie sey von einer Generation zu der andern so fortgepflanzt worden, daß sie sich noch jetzt erhalte. Das beste Mittel, diese erniedrigenden Beschuldigungen zu vernichten, wäre gewiß, einige junge Malegaschen bei uns mit vorzüglicher Sorgfalt erziehen zu lassen, und sie dann nach ihrem Vaterlande zurückzuschicken. Dies würde übrigens außerdem die größte Wohlthat für die Insel seyn, und man hat daher sehr viel Ursache sich zu wundern, daß es bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Ich sage nichts von der langen Reihe von Kriegen, die seit jenem Zeitraume den nördlichen Theil von Madagaskar unaufhörlich verwüstet haben; doch muß ich anmerken, daß die Piraten, die einzigen Urheber der Streitigkeiten, sich immer die Liebe aller drei Völkerschaften zu erhalten wußten. Seitdem verschmäheten die Europäer es nicht mehr, sich um ihre Protektion zu bewerben. Der öffentliche Verkauf der Sklaven diente dazu, den Haß und die Nach-

sucht in vollen Flammen bleiben zu lassen; und beides wird die Insel am Ende ganz verheeren! Wie viele Opfer für die unerfättliche Habsucht einiger Räuber!

Der Sklavenhandel, der dazu gedient hatte, die Macht der Piraten zu gründen, war auch ihren Kindern vortheilhaft. Tam simalo, dessen Mutter die Tochter eines mächtigen Oberhauptes, und dessen Vater ein alter, durch List und Räubereien berühmter Pirat war, bemächtigte sich nach dem Tode des Letzteren der obersten Herrschaft. Unter seiner Regierung fiel nichts Außerordentliches vor; indes ist sein Andenken den Insulanern noch werth, und sie ehren seine Asche, die seit dem Jahre 1745, wo er starb, auf der Insel St. Marie ruht.

Sein Sohn Iean Harre (Zanhar\*)?) folgte ihm in der Regierung; aber seine Macht war eingeschränkter, und durch sein schlechtes Verhalten zog er sich die Verachtung seiner Unterthanen zu. Er machte Fouspoint zu seiner Residenz, und überließ die Regierung von St. Marie seiner Mutter und seiner Schwester, die unter dem Namen Betty bekannt ist. Kurze Zeit nach Tam simalo's Tode legte die Indische Kompagnie auf St. Marie eine Niederlassung an. Herr Goffe bekam den Auftrag, in ihrem Namen diese Insel in Besitz zu nehmen. Er ließ sich bei dieser Ceremonie von Betty, Tamsimalo's Tochter und Zanhar's Schwester, begleiten, obgleich diese Ehre, nach den Gebräuchen des Landes, der Wittwe des Tamsimalo, deren Oberherrschaft anerkannt war, gebührt hätte. Die letztere, ein stolzes, herrschsüchtiges Weib, fand sich durch die Vernachlässigung und Verachtung, die Goffe bei dieser Gelegenheit gegen ihren Rang gezeigt hatte, äußerst beleidigt, und schwor, sich zu rächen. Goffe verachtete ihren Zorn lange Zeit; dies Verhalten war aber unweise, und konnte der ihm anver-

\*) So schreibt *le Gentil* diesen Namen. Durch die Lesart des Arbei' Kochon möchte man verleitet werden, an Johann's (Jean) zu denken, da man doch vermuthlich nur Dschahar aussprechen soll.

trauerten Kolonie früher oder spät großes Unglück zuziehen. Während des Herbstes schwächten epidemische Krankheiten und hartnäckige Fieber die Kolonie; die Administration von Isle de France mußte also jährlich neue Mannschaft dahin schicken, um den durch die ungesunde Luft verursachten großen Verlust zu ersetzen. Die Mortalität war im Herbst so groß, daß man die Insel nur den Kirchhof der Franzosen nannte. Freilich sorgte man indeß sehr dafür, nach diesem ungesunden Orte nur solche Leute hinzuschicken, an deren Verlust nicht viel gelegen war.

Gosse, der es an Achtung gegen Tamsimalo's Wittwe fehlen ließ, wandte übrigens, wie man versichert, alle Mittel an, Betty'n zu gefallen. Dieses reizende Frauenzimmer verband mit einer angenehmen Figur viele Annehmlichkeit, und die Insulaner hatten zu ihr viel mehr Liebe, als zu ihrer Mutter. Sie war nicht unempfindlich gegen Gosse'n's Zuneigung, und vereitelte mehr als Einmal die verderblichen Pläne, die ihre Mutter gegen die Franzosen gemacht hatte; doch endlich waren ihrem Dienst-eifer Gränzen gesetzt, und es stand nicht in ihren Kräften, sie zu überschreiten. Tamsimalo's Wittwe beschuldigte Gosse'n, er habe die ehrwürdige Asche ihres Vaters beunruhigt und die in dessen Grabe verschlossenen Reichthümer weggenommen. Diese Beschuldigung, mochte sie nun wahr oder falsch seyn, erregte eine solche Gährung, daß augenblicklich der Untergang der Franzosen unwider-ruflich beschlossen ward. Die Insulaner brachen plötzlich auf das Etablissement ein, steckten es in Brand, und ermordeten alle Franzosen ohne Unterschied. Sobald man diesen unglücklichen Vorfall, der sich an dem Tage vor Weihnachten 1754 ereignete, auf Isle de France erfuhr, bekam ein bewaffnetes Schiff Befehl, sich vor den Eingang des Hafens von St. Marie zu begeben, und die Bewohner der Insel auf das strengste zu bestrafen. Dies geschah auf eine fürchterliche Art: man steckte eine Menge Dörfer in Brand. Mehrere große Kanots mit In-

Infulanern wurden in den Grund gebohrt. Das, worin sich Lamsimalo's Wittwe befand, bemühte sich vergebens, die Bay Antongil zu erreichen und auf diese Art den nachsetzenden Schaluppen zu entgehen. Das Geschütz erreichte es; jene Frau ward getödtet, und mehrere von ihren Begleitern hatten dasselbe Schicksal. Die übrigen wurden zu Gefangenen gemacht. Unter den letzteren befand sich auch Betty. Man brachte sie nach Isle de France, und hier rechtfertigte sie sich vor dem hohen Rath. Sie bewies nehmlich, daß bloß ihre Mutter an der Ermordung der Franzosen Schuld hätte; daß sie selbst durch ihre Verbindungen mit Goffe'n in Lebensgefahr gekommen wäre, und daß sie zu St. Marie nicht mehr sicher seyn könnte, da sie durch ihre Unhänglichkeit an die Franzosen, und durch ihre Bemühungen zur Rettung derselben, das Vertrauen und die Zuneigung der Insulaner verloren hätte. Der hohe Rath ward von ihrer Unschuld überzeugt, und schickte sie mit beträchtlichen Geschenken nach Foulpoin't zu ihrem Bruder Zanhar zurück. Man trug ihr auf, alle Mittel anzuwenden, daß die Ruhe und die Eintracht zwischen den Bewohnern von Foulpoin't und den Franzosen wieder hergestellt würde. Die ersteren hatten sich vor Schrecken über die zu St. Marie angegerichteten Verwüstungen in das Innere des Landes zurückgezogen. Aller Handel war abgebrochen, und doch machten die Bedürfnisse von Isle de France es nothwendig, daß man ihn auf alle nur mögliche Art wieder herzustellen suchte. Betty war bei ihrem großen Einfluß auf ihren Bruder vor allen andern Personen geschickt dazu, die Absichten der Administration zu erfüllen. Sie machte nur gemeinschaftliche Sache mit la Bigorne, gewesenem Soldaten der Indischen Kompagnie, einem Manne von Einsicht und Thätigkeit. Dieser erlernte in kurzer Zeit die Malegashische Sprache, und erwarb sich durch ein offenes, gleichmäßiges Betragen die Zuneigung der Insulaner. Seinen Bemühungen und seiner Thätigkeit verdankte man

die Wiederherstellung des Handels. Unter mehreren ehrenvollen und einstimmigen Zeugnissen für die von ihm geleisteten Dienste, erwähne ich nur das von Herrn Poivre, der im Jahre 1758 Augenzeuge von dem guten Verhalten dieses braven Soldaten war. Ihm zufolge, ist la Bigorne's Andenken den Malegaschen noch immer werth. Er hatte übrigens seinen Einfluß auf diese mehr seinem guten Charakter, als seiner Beredsamkeit zu verdanken; denn er war in den Reden, die er vor den Insulanern in ihren großen Versammlungen, oder Palabres \*) hielt, nicht mit den Malegaschischen Rednern zu vergleichen. Herr Poivre, der mehrmals solchen Versammlungen beigewohnt hatte, sagte mir öfters, daß die natürliche Beredsamkeit der Malegaschen ihn in wahres Erstaunen gesetzt habe. Er pflegte gern mit allen kleinen Umständen zu erzählen, was bei einem großen Palabre vorgegangen war, wozu alle benachbarte Oberhäupter sich mit einer unzähligen Menge Volks eingefunden hatten, um einen Handelstraktat mit den Kommissarien unsrer Indischen Kompagnie zu schließen. Hier ist das, was er mir sagte, in wenigen Worten.

Der Redner begrüßte erst die Oberhäupter, trat dann gegen die Franzosen vor, machte ihnen eine tiefe Verbeugung, und wandte sich hierauf mit folgenden Worten an la Bigorne'n:

Du weißt, la Bigorne, daß seit mehr als achtzig Jahren die Weißen hieher kommen, um mit den Malegaschen zu handeln. Kannst du sagen, daß jemals einer von ihnen durch einen Mann unseres Volkes getödtet worden ist? Wir haben sie immer nicht bloß als unsre Brüder, sondern auch als die Herren des Landes aufgenommen. Wenn die Franzosen Och-

\*) *Palabra* bedeutet Wort, Unterredung, *pourparler*. Es ist eins von den Wörtern, welche an die Portugiesen und ihre Erscheinung in Indien erinnern, so wie oben S. 54. das Wort *Aldea*. Vermuthlich haben die Freibeuter es nach Madagaskar gebracht; denn in der einheimischen Sprache pflegen dergleichen öffentliche Reden den Namen *Kabar* zu führen. G. F.

fen und Reiß von uns verlangten, so weigerten wir uns niemals. Wenn sie Pallisaden setzen und Hütten bauen wollten — gingen wir dann nicht in die Wälder, um das ihnen nöthige Holz zu suchen? Haben die, welche vor dir kamen, la Bigorne, und die, welche hier sind, irgend eine Ursache gehabt, sich über uns zu beklagen? Haben sie nicht Wasser aus unseren Quellen geschöpft? Haben sie nicht Holz in unsren Wäldern gefällt, ohne daß ein Mensch in Foulpoint sie gefragt hätte: warum thut ihr das? Die Völker in Süden und im Norden, und noch neuerlicher die zu St. Marie haben die Franzosen ermordet und Krieg mit ihnen geführt; aber die von Foulpoint haben niemals einen geschlagen, sondern im Gegentheil ihnen alle Arten von Hülfe geleistet und ihnen zu jeder Zeit Wohlwollen und Freundschaft erwiesen. Wären denn also die Oberhäupter von Foulpoint weniger mächtig, als ihre Nachbarn? La Bigorne, sie sind mächtiger. Fürchten sie sich vor Krieg mit den Weißen? Nein. Wer würde es aber wagen, Tamsimalo's großen Sohn, Zanhar, unsern Oberherrn und Vater, zu bekriegen? Was für Weiße könnten verwegen genug seyn, die furchtbaren und unüberwindlichen Oberhäupter, die hier zugegen sind, Maruat, Namisi und Namatao anzugreifen? Würden wir nicht selbst den letzten Tropfen Blut vergießen, um sie zu vertheidigen? Also haben die Franzosen nur unsrer Freundschaft, unserm guten Herzen, die ausgezeichnete Begegnung zu verdanken, die ihnen zu Foulpoint, so lange sie den Hafen besuchen, widerfahren ist.

Nun wollen wir auch das Betragen der Franzosen gegen uns betrachten. Weshalb, la Bigorne, hast du, ohne Zanhar und die andern Oberhäupter um Erlaubniß zu bitten, Pallisaden von großen Pfählen gesetzt, die viel stärker und von viel größerem Umfange sind, als die vorherigen? Bist du darin dem alten Gebrauche gefolgt? Rede, antworte! Hast du ihnen das geringste Geschenk gemacht? Doch du schweigst. Du erröthest, fühlst dich schuldig, siehst sie an und forderst von ihnen Nachsicht. Ich bitte hier für dich die unüberwindlichen edelmüthigen Oberhäupter, Zanhar'n unsern Oberherrn, welcher in dieser hohen Versammlung den Vorsitz hat, um Verzeihung für deine Unbesonnenheit. Wir lieben dich, la Bigorne; aber mißbrauche die Zuneigung, die wir zu

dir haben, künftig nicht mehr. Schwöre, daß du nicht wieder in ähnliche Fehler verfallen willst. Solche Vergehungen würden dir das Herz der Einwohner von Foulpoint auf immer entziehen; und um es zu behalten, schwöre uns, daß du künftig unsern Vortheil für den deinigen ansehen willst. Frage also deine hier versammelten Oberen, weshalb seit der Ankunft der letzten sieben großen Schiffe die Capitaine niemals, der Gewohnheit gemäß, Geschenke gemacht haben, da diese doch bei dem Tausche, den die Weißen mit den Malegaschen treffen wollen, zur Befestigung des guten Vernehmens dienen? Weshalb haben diese Schiffe nicht Sachen mitgebracht, um das zu bezahlen, was die Franzosen schon seit einem Jahre schuldig sind? Wir verkauften ihnen mit Redlichkeit alle Arten von Lebensmitteln, und hatten weiter keine Sicherheit, als kleine Stücke Papier, worin nach deſſer Versicherung das Versprechen steht, daß wir in drei Monden bezahlt werden sollen. Weshalb ist dieses feierliche Versprechen bis auf diesen Tag unerfüllt geblieben? Gewiß will man uns zwingen, den Handel mit den Weißen abzubrechen, oder wenigstens unser unbegränktes Vertrauen in ihre Worte und Eidschwüre auf das schmerzlichste verletzten.

Im vorigen Jahre fuhr ein großes Schiff hier vorbei. Es war in dem dringendsten Mangel an Lebensmitteln, und hatte doch nicht die erforderlichen Sachen, um sich seine Bedürfnisse zu verschaffen. Die Kaufleute von Foulpoint gaben ihm Ochsen und Reis, und rechneten sie nicht höher an, als wenn baares Geld entrichtet worden wäre. Man versprach, uns durch das erste Schiff, das von Isle de France käme, bezahlen zu lassen. Seitdem sind zwölf hier gewesen, und alle haben sich geweigert, eine so gerechte Forderung abzutragen. — Wirßt du noch sagen, la Bigone, daß die Leute von Foulpoint es an Redlichkeit gegen die Franzosen haben fehlen lassen? Wirßt du noch sagen, daß du uns einen Ochsen zu theuer bezahlst, wenn du eine Kaufflinte (fusil de traite) dafür giebst? wirßt du sagen, eine Klafter blaue Leinwand sey der gehörige Preis für eine Schale mit funfzig Pfund Reis? Du mußt entweder glauben, wir wissen gar nicht, was die Lebensmittel in Isle de France kosten, oder du hast den thörichten Plan, uns Gesetze vorzuschreiben, da du sie doch von uns annehmen mußt. — Ist es nicht wahr, (fuhr

der Redner fort, indem er sich an die Versammlung wandte) daß ihr künftig mit diesen Fremden auf einem bessern und billigeren Fuß handeln wollt? (Die Versammlung bezeugte durch einen allgemeinen lärmenden Zuruf, daß dies allerdings ihr Wille sey. La Bigorne wollte nun das Wort nehmen; aber der Redner hinderte ihn daran, und fing, auf Zanhar's und der übrigen Oberhäupter Befehl, von neuem an zu reden.) — Höre nun die Bedingungen, welche die Kaufleute von Foulpoint dir vorschreiben. Die Schale Reis soll vermindert werden, wenn die Weißen beim Messen unten daran stoßen, daß der Reis zusammen fallen, und mehr in die Schale hineingehen soll. Sie wollen auch das Maas nicht mehr gehäuft seyn lassen, wie es sonst geschehen ist. (Ueber diese Bemerkung lachte die Versammlung.) Man wird künftig einen Ochsen nicht für eine schlechte Kaufflinte geben, sondern ein gutes Soldatengewehr dafür fordern. Die Klasterklaue Leinwand soll nach dem alten Maas genommen werden. Das Hamburohr Pulver soll man um so viel vermehren, daß drei dergleichen hundert Flintenladungen enthalten, Die Leute von Foulpoint, die bei den Weißen als Marmites, d. h. als Bediente stehen, sollen als Lohn für dreißig Tage Dienst eine Kaufflinte bekommen.

Nun wandte sich der Redner wieder an die Oberhäupter und an die Versammlung, und sagte zu ihnen: „Ist das nicht euer letzter Wille? „Von allen Seiten her rief man ihm unter Geschrei, Lobsprüchen und Beifallsbezeugungen: Ja, zu. Sobald der Lärm sich gelegt hatte, rief der Redner mit einer donnernden Stimme:

Du hörst, La Bigorne, den Willen des Palabre. Er ist das Gesetz der Oberhäupter und der Wunsch des Volkes, das mit den Weißen handelt. Erkläre nun deinen Herren alles was ich dir gesagt habe. Wenn sie die Bedingungen annehmen, so wollen wir den Vertrag durch ein feierliches Opfer bestätigen; wo nicht, so können sie gehen, wir haben ihner dann keine Lebensmittel zu geben.

La Bigorne übersetzte Herrn Poiore die hier mitgetheilte Rede Wort für Wort. Der letztere mußte sein Ansehen brauchen, um jenen zu hindern, daß er dem Red-

ner nicht die Heftigkeit seiner Aeußerungen vorwürfe. Er war es nehmlich nicht gewohnt, von den Malegaschen mit so weniger Schonung behandelt zu werden; und die Lektion schien ihm um so bitterer, da er sie in Gegenwart von Officieren bekam, welche die Kompagnie mit ihrem Vertrauen beehrte.

Herr Poivre hörte im Gegentheil die nachdrückliche Sprache der Wilden mit Vergnügen. Ihre starken, soliden Gründe machten Eindruck auf ihn; aber da ihm das Interesse der Kompagnie anvertrauet war, so stand es nicht in seiner Gewalt, an dem gewöhnlichen Preise der Lebensmittel etwas zu ändern. Er trug la Vigorne'n auf, dies der Versammlung zu sagen, wobei er zugleich versicherte, daß die Kaufleute von Foulpoint ungesäumt und reichlich für ihre Lieferung bezahlt werden sollten. Die Erhöhung des Lohns für die Leute in Diensten der Weißen bewilligte er, und begleitete zugleich alle seine Versprechungen mit den verbindlichsten Aeußerungen, und mit allem, wovon er glaubte, daß es auf die Oberhäupter Eindruck machen könnte. Er predigte ihnen Frieden und Eintracht, und behandelte sie dabei als Brüder und Freunde; auch gab er ihnen zu verstehen, daß alle Weißen, die nicht eben die Gesinnungen und eben die Achtung gegen sie hätten, sich allgemeinen Mißfallen zuzögen. Herrn Poivre's Rede, welche la Vigorne in der Madefassischen Sprache vortrug, schien auf die Versammlung weniger Eindruck zu machen, als auf den Madefassischen Redner; und bloß auf den Rath des Letzteren ward der Vertrag durch Zuruf beschlossen. Es lag nicht wenig daran, daß er zu Stande kam; die Bedürfnisse der Schiffe waren dringend; denn zum Unterhalt für sechshundert Mann wurden täglich drei Ochsen und eine Quantität Reis erfordert. Der Traktat ward mit vieler Feierlichkeit geschlossen. Der Redner tödtete das Opfer, fing das Blut in einem irdenen Geschirr auf, mischte Seewasser, Gänsefuß, gestoßenen Flintenstein, imgleichen ein wenig Erde und Pulver darunter, das er mit

Taffia oder Rum beneht hatte. Alle diese verschiedenen Species zerrieb er mit zwei bleiernen Kugeln, machte auf diese Art ein Getränk daraus, und rief hierauf den Teufel an: er sollte es jedem, der davon kostete und seinen Eid nicht hielte, in Gift verwandeln. Dann nahm er zwei Lanzen oder Hassagais, und tauchte die eiserne Spitze in das Getränk, indes Zanhar einige Tropfen davon auf die Erde fallen ließ.

Der Redner hielt in der rechten Hand ein Messer, und rief erst den Gott der Weißen, dann aber auch den Gott der Schwarzen an, und betete zu ihnen mit lauter Stimme, daß sie das Herz beider Partheien mit Frieden, Freundschaft, Eintracht und Redlichkeit erfüllen möchten. Hierauf hieb er mit seinem Messer plötzlich die in das Getränk getauchte eiserne Spitze der beiden Hassagais ab, und sprach schreckliche Flüche und Verwünschungen gegen jeden aus, der den Vertrag brechen würde.

Wenn die Weißen ihren Eid nicht halten, so werde ihnen dies Getränk zu Gift! Orkane, die aus den vier Weltgegenden wüthend hervorbrechen, sollen ihre Schiffe ergreifen, die Wellen sie verschlingen, und die Leichname dieser Boshaften von den fürchterlichen Ungeheuern, die im Meere wohnen, zerrissen werden! Höre, Zanhar! höre wohl die Stimme des mächtigen Geistes, der mich beseelt! Wenn die Leute von Foulpoint niederträchtig und boshaft genug sind, diesen feierlichen Vertrag zu verlehen, so werde ihnen dieses Getränk zu Gift! so sollen sie durch das Schwert ihres Feindes fallen! ihr Bauch soll zerbersten, und ihr unreiner Leichnam die Speise der Krokodile werden! Muß der unsichtbare Geist, der über diese Versammlung wacht, nicht Rache haben? muß er nicht den Meineid strafen, da er die Eidschwüre annimmt? Alle Menschen, Weiße oder Schwarze, sind vor ihm gleich; alle sind seinem höchsten Willen unterworfen. Er fordert von uns allen einerlei Treue und Redlichkeit, unter einerlei strengen und schrecklichen Strafen.

Rabefin (so hieß der Redner) sprach diese schrecklichen Verwünschungen dreimal mit solcher Hestigkeit in der Stimme und den Geberden aus, daß sie auf die Versammlung einen unbeschreiblichen Eindruck machten. In diesem Zustande der Unruhe und des Schreckens nahmen Zanhar und die andern Oberhäupter mit zitternder Hand in einem Blatte vom Raven ungefähr einen Löffel voll von dem ekeihafsten Getränke, und verschluckten es mit schrecklich verzerrten Gesichtszügen. Ihr Beispiel ward von dem größten Theil derer, welche dieser Versammlung beiwohnten, befolgt. Nur einige Franzosen ließen es bei dem Schein bewenden, so lebhaft auch la Vigorne in sie drang, ohne Zweifel, weil er glaubte, daß diese lächerliche und widrige Poffe, wenn nicht zum guten Fortgange, so doch wenigstens zur Dauerhaftigkeit des Vertrages nothwendig wäre.

Rabefin schritt hierauf zur Verrichtung des Opfers; und dann ward dieses berühmte Palabre mit einem großen Gastmahle, worauf Tanz, Musik und Spiele folgten, zwar etwas lärmend, aber sehr fröhlich beschloffen. Ich habe lieber dieses Palabre, als andre, denen ich selbst beiwohnte, beschrieben, weil damals wichtigere Angelegenheiten verhandelt wurden. Diese flüchtige Schilderung ist indeß hinreichend für den Leser, dem es mehr um Belehrung zu thun ist, als um Belustigung mit allen den kindischen Armseligkeiten, welche nicht bloß in Madagaskar, sondern auch in besser polizirten Ländern, oft bei den wichtigsten Angelegenheiten Statt finden.

Rabefin hatte die Geschicklichkeit, seine Gesichtszüge nach Belieben zu verändern. Seine Reden, mit denen seine Gestikulation immer übereinstimmte, schienen überzeugen zu müssen; auch war ihm die Kunst, Leidenschaften zu erregen, nicht fremd. — Ist es nicht zu bewundern, daß ein Wilder in dieser Täuschungskunst, von der die Redner bei civilisirten Nationen oft einen so gefährlichen Mißbrauch machen, einen so hohen Grad von Vollkommenheit erlangt

hatte? Wie konnte K a b e f i n wissen, daß man, um zu täuschen, immer lieber die Sprache des Herzens, als die Sprache der Vernunft, brauchen muß? Wie hatte er die Kunst gelernt, unsren geheimen Hang zu Gaukeleien und Chimären zu benutzen? \*).

K a b e f i n stand in großem Ruf. Sein Charakter entsprach übrigens seinen Talenten keinesweges. Er war von seiner frühesten Jugend an durch seine Verbindungen mit den Europäern verderbt worden, und galt für den listigsten, gefährlichsten Betrüger. La B i g o r n e, der besser als irgend jemand seine Laster und seine Herrschsucht über die Einwohner von S o u l p o i n t kannte, war genöthigt, ihm nicht nur öffentlich alle Arten von Ehrerbietigkeit und Achtung zu bezeigen, sondern mußte ihn auch in der größten Stille durch beträchtliche Geschenke zu gewinnen suchen. Nur auf diesem Wege konnte er seine Absichten erreichen; jedes andre Mittel wäre fehlgeschlagen, und hätte ihm Verdrießlichkeiten zugezogen. Unbestechliche Leute sind nicht gar zu häufig, und die civilisirten Nationen haben in diesem Stück keinen Vorzug vor den Wilden. Die meisten von unsren Rednern machen es, zwar mit mehr Kunst, aber vielleicht mit einem weniger täuschenden Aeußeren, wie K a b e f i n, der eine Sache, für deren eifrigsten Vertheidiger man ihn hielt, geschickt zu seinem Vortheile verkaufte. Sollte man nicht glauben, er müßte sich dem Handelstraktat, den die Agenten der Ostindischen Kompagnie mit den Kaufleuten von S o u l p o i n t schließen wollten, auf das äußerste widersezt haben? Und als derselbe plötzlich und unvermuthet geschlossen war, konnte man vernünftiger Weise nur J a n h a r ' n und den übrigen Oberhäuptern die Schuld geben, da man ihnen öffentlich ein reiches Geschenk machte. Aber La B i g o r n e, den K a b e f i n ' s Rede sehr verdrossen hatte, sagte Herrn B o i v r e hinterher: alle seine Bemühungen

\*) Hier bleibt in der Uebersetzung eine lange Deklamation über Rednerkünste weg.

würden vergeblich gewesen seyn, wenn dieser Redner nicht vor dem Palabre durch Geschenke gewonnen gewesen, und förmlich Allem beigetreten wäre, was man ohne die Theilnahme Zanhar's und der übrigen Oberhäupter beschlossen hatte. Dieser Umstand ist unter Wilden sehr merkwürdig, da bei ihnen Redlichkeit, und noch mehr die Furcht, feierliche Eide zu brechen, die strengste Beobachtung alles dessen gebieten, was bei äußerst schwerer Strafe festgesetzt worden ist.

Den Tag nach dem Abschlusse des Traktates war der Markt von Foulpoint in Ueberfluß versehen. Die Schiffe eilten, ihre Vorräthe an Lebensmitteln zu ergänzen; und dies geschah eben so schnell, als mit geringen Kosten.

Herr Poivre gab nach seiner Ankunft in Frankreich der Indischen Kompagnie ein gutes Zeugniß von La Bigorne'n. Dieser war damals zu Foulpoint nur Dolmetscher; aber auf Herrn Poivre's Empfehlung übertrug man ihm das Geschäft, unter dem Befehle der Administration von Isle de France, in ganz Madagaskar alle Angelegenheiten, die sich auf den Handel und die Verproviantirung der Schiffe bezögen, zu betreiben. Man hatte Ursache mit dieser Wahl zufrieden zu seyn. La Bigorne betrug sich mit Klugheit und Einsicht, bis er im Jahre 1762, weil er Zanhar'n bekriegt hatte, nach Isle de France zurückgerufen ward. Man versichert, er habe sich alle Mühe gegeben, den Frieden in Foulpoint zu erhalten; es sey aber für ihn unvermeidlich gewesen, mehrere mächtige und mit den Franzosen verbündete Oberhäupter nachdrücklich zu unterstützen, da diese sich über Räubereien und Gewaltthätigkeiten von Seiten Zanhar's zu beschweren hatten, dessen Hang zu Lastern und Ausschweifungen von Tage zu Tage größer ward.

Die gegen Zanhar feindselig gesinnten Oberhäupter vereinigten sich, um La Bigorne'n zu vermögen, daß er das Kommando ihrer Truppen übernehme. Dieser tapfere Soldat gab ihrem Bitten nur unter einer Bedingung nach,

welche Wilden ein wenig sonderbar vorkommen mußte. Er erklärte nehmlich ohne alles Hehl: wenn er das Kommando der Armee übernehme, so würde er die kluge Vorsicht beobachten, sich niemals dem feindlichen Feuer auszusetzen, weil sein Tod unfehlbar den Untergang der tapferen Krieger nach sich ziehen würde, die unter ihm stritten. Ein General, der nur die Stimme seines Muthes höre, sich mit in das Gefecht hinreißen lasse und Theil an dem Kampfe nehme, habe es nicht mehr in seiner Gewalt, seine Macht auf die vortheilhafteste Art zu postiren; dann sey das Heer ganz ohne Befehlshaber, folglich komme nothwendig Unordnung unter die Kämpfenden, und das Ungesähr entscheide über den Sieg.

Ich weiß nicht, ob La Vigorne's Gründe auf die Malegaschen Eindruck machten. Undisciplinirte Völker, die es sich gar nicht in den Sinn kommen lassen, daß aus Ordnung und völliger Uebereinstimmung immer Vortheile entspringen, mußten wohl glauben, ihr General La Vigorne habe mehr Talente, als Muth. Indes ordneten sie sich, nachdem sie einiges Befremden und Erstaunen bezeigt hatten, unter seinen Befehl. La Vigorne ließ sie einige sehr einfache Manöuvres machen; und da er fand, daß sie unterwürfig und entschlossen waren, seinen Willen pünktlich zu befolgen, so rückte er auf den Feind los. Sobald die beiden Heere einander gegenüber standen, wiederholte er den Befehl, das Treffen nicht eher anzufangen, als bis er das Signal dazu gäbe.

Zanhar's Armee war viel zahlreicher und stärker, als die seinige; aber La Vigorne'n sicherte seine Stellung den vollständigsten Sieg zu, sobald Zanhar es wagte, ihn anzugreifen. Dieser hatte nicht Talent genug, das Nachtheilige seiner Stellung einzusehen, und griff die feindliche Armee lebhaft an; aber man schlug ihn auf eine so schreckliche Art zurück, daß er sich nur durch die Flucht retten konnte. So ward Zanhar, den man bisher den Unüberwindlichen genannt hatte, durch die bloßen Anord-

nungen eines Mannes überwunden, der in dem Gefechte gar nicht zum Vorschein kam und sogar in einiger Entfernung von dem Kampfsplaz war.

Als Zanhar nachher erfuhr, daß La Bigorne die Bewegungen des Heeres, welches ihn geschlagen, gelenkt hatte, sagte er: „wie konnte ich mich gegen den unsichtbaren Geist eines Weisen, der mich angriff, vertheidigen? Aber, um mich zu rächen, will ich Foulpoint verlassen und mich nach der Bay Antongil begeben. Meine Entfernung von jenem Hafen wird die dortigen Kaufleute unruhig machen; es wird nichts mehr auf die Märkte kommen, und der Handel darunter leiden. La Bigorne's Vorgesetzten werden ihn nach Isle de France zurückrufen, und folglich verspricht mir meine Entfernung von Foulpoint baldige Befreiung von meinem furchtbarsten Feinde.“

Was Zanhar erwartet hatte, geschah wirklich sehr bald. Seine Niederlage hatte auf Foulpoint alles in Traurigkeit gestürzt, und seine Entfernung unterbrach allen Handel gänzlich. Einige Oberhäupter, die La Bigorne's Freunde waren, bemüheten sich vergebens, Lebensmittel nach den Märkten zu bringen; denn die Kaufleute von Foulpoint setzten sich aus allen Kräften dagegen. Die Französischen Schiffe, die nach diesem Hafen gekommen waren, um Erfrischungen zu holen, bemüheten sich, Frieden und Eintracht unter den Insulanern wieder herzustellen; aber es gelang ihnen nicht, und sie mußten sich, da es ihnen an den nothwendigsten Bedürfnissen fehlte, in dem bedauernswerthesten Zustande wieder nach Isle de France begeben. Auf ihre allgemeinen Klagen fiel La Bigorne in Ungnade, und ward zurückberufen; indeß versichert man, er sey nicht strafbar gewesen, und nur wenige würden an seiner Stelle Zanhar's Bedrückungen so lange erduldet haben. Ich möchte dies wohl glauben; aber sein Verhalten wird dem immer strafbar scheinen, welcher der Meinung ist, man dürfe in ei-

nein fremden Lande nicht Regeln vorschreiben und Gesetze geben.

Wie dem auch seyn mag — La Bigorne's Abreise brachte Zanhar'n nach Foulpoint zurück. Man nahm ihn daselbst bei weitem besser auf, als er es hoffte konnte, und der Handel bekam schnell wieder seine vorige Lebhaftigkeit. Indes währte die unmäßige Freude nicht lange. Das Feuer der Zwietracht war nicht erloschen, sondern Haß und Uneinigkeit ernährten es. Nach einer langen Reihe von Kriegen ward Madagaskar endlich von dem furchtbaren, unruhigen Tyrannen befreiet, der weder mit seinen Bundesgenossen, noch mit seinen Unterthanen in Frieden leben konnte. Die Maniwulis tödteten Zanhar'n im Jahre 1767; hierauf ward das Seinige geplündert, und diente dazu, seine Feinde zu bereichern und ihre Macht zu vermehren.

Sein Sohn Jawi erbte nur einen kleinen Theil von den Besitzungen seines Vaters. Er war noch zu jung, um sich nicht mit dem zu begnügen, was man ihm zu lassen für gut fand. Von seiner Regierung reden wir nicht, ob wir gleich Gelegenheit gehabt haben, sie ziemlich genau kennen zu lernen; denn dieser Jawi, dem es an Energie und natürlichem Verstande fehlte, hat nichts gethan, was wichtig genug wäre, uns damit zu beschäftigen.

Bei Zanhar's Tode gehörten Isle de France und Bourbon nicht mehr der Indischen Kompagnie. Der König hatte sie wieder übernommen, und Herrn Poivre zum Intendanten dieser Kolonie ernannt. Nun war La Bigorne'n kein Hinderniß mehr im Wege, sich wieder nach Foulpoint zu begeben, wo die Umstände seine Gegenwart äußerst nützlich machten. Bei seiner Ankunft daselbst erhielt er von den Insulanern die schmeichelhaftesten Zeichen von Achtung und Freundschaft. Um des ausgezeichneten Rufes willen, worin er ehemals wegen seiner Talente und Rechtschaffenheit unter den Insulanern gestanden hatte, machten sie ihn zum Schiedsrichter in ab-

ten ihren Zwistigkeiten. Er stellte in dem nördlichen Theile von Madagaskar den Frieden wieder her, und Herr Poivre konnte seinem guten Verhalten immer nur Lob ertheilen. Ich kann bezeugen, daß er dieses verdiente; denn ich habe ihn auf einer Reise, die ich im Jahre 1768 nach Madagaskar machte, sehr genau kennen lernen. Herr Poivre wollte sich für seinen berühmten Garten Montplaisir, der jetzt unter dem Namen: der Königl. botanische Garten auf Isle de France, bekannt ist, die seltensten und nützlichsten Pflanzen aus Madagaskar verschaffen. Er beehrte mich mit seiner Freundschaft und seinem Vertrauen; daher übertrug er mir die Veranstaltung dieser Sammlung, ohne Zweifel des schätzbarsten Geschenkes, das er der ihm anvertraueten Kolonie machen konnte. Ueberhaupt ließ der ehrsüchtige Herr Poivre niemals ein Schiff abreisen, ohne daß er dem Kapitan oder irgend einem unterrichteten Officier den Auftrag gab, ihm die verschiedenen Produkte der Länder, welche sie besuchen sollten, mitzubringen. Seine Bitte war immer mit einer Instruktion begleitet. So ward der Garten Montplaisir unter seinen Händen die reichste Pflanzschule, die man kennt; denn er enthält die schätzbarsten Pflanzen aus allen vier Welttheilen.

Bei meiner Ankunft zu Soulpont fand ich La Bigorne nicht. Dies that mir um so mehr leid, da er den besondern Auftrag hatte, mir Mittel an die Hand zu geben, wie ich den Endzweck meiner Reise erfüllen könnte. Indesß besuchte ich erst die Gegenden um Soulpont, ehe ich mich zu ihm nach dem Dorfe Mananhar begab, welches an dem Eingange der großen Bay Antongil liegt. Auf der Fahrt dahin, durchstreifte ich auch die Insel St. Marie, und hielt mich so lange daselbst auf, als es nöthig war, um ihre verschiedenen Produkte kennen zu lernen. Erst den achten Tag nach meiner Abreise von Soulpont kam ich zu Mananhar an. La Bigorne nahm mich sehr gefällig auf. Er theilte mir verschiedene Erläuterungen mit, von denen ich hier nur

sehr kurze Auszüge geben kann. Mit ihm besuchte ich die merkwürdigsten Oerter in der Nachbarschaft der großen Bay Antongil; besonders besah ich die erstaunlichen Brüche von Bergkrystall, dessen Stücke so ungeheuer groß sind, daß es beinahe fabelhaft scheint.

Doch, ich muß meine Nachricht von den Niederlassungen, welche die Franzosen in dem nördlichen Theile von Madagaskar angelegt haben, vollenden. Ich schließe mit der, welche dem Grafen Benjowski anvertrauet war. Dieses große Etablissement, das unter dem Ministerium des Herrn de Boyneß unternommen ward, kostete dem Staate Millionen\*), hatte gar keinen Fortgang, zog der Ju-

\*) Es kann unsern Lesern nicht anders als willkommen seyn, nach Anleitung dessen, was Herr Kochon hier erzählt, die Nachrichten, die Benjowski selbst aufgesetzt hat, und die in jedermanns Händen sind, näher prüfen zu können. Inzudeß, so tadelnswerth der Ungarisch-Polnische Abentheurer hier erscheint, und so gerecht die Vorwürfe seyn mögen, die man seiner an Berrücktheit gränzenden Projektmacherei aufbürdet, so scheint es doch, daß man nicht sowohl den Feuerkopf selbst, als vielmehr die Schwachköpfe in Frankreich hätte tadeln sollen, die ihn nicht übersehen konnten und ihm einen so wichtigen Oberbefehl vertrauten. Den unbestimmten Ausdruck, daß Benjowski dem Staate Millionen gekostet habe, widerslegt die in seinen Memoiren vorkommende Rechnung, an deren Authenticität zu zweifeln man keine Ursach hat, und nach welcher der ganze Verlust, der durch seine Niederlassung verursacht worden ist, sich auf 413, 814 Livres beläuft. Allerdings ergiebt sich aus den hier mitgetheilten Nachrichten, daß die Französische Kolonie auf Isle de France gänzlich hätte zu Grunde gehen können, ehe Benjowski im Stande gewesen wäre, seinen Plan auszuführen und ihr durch seine neue Einrichtung des Handels nach Madagaskar aufzuhelfen. Man begreift also auch wohl, daß die Administratoren auf Isle de France ihm entgegen arbeiten und zugleich als rechtschaffne Männer ihre Schuldigkeit gegen ihren Vorgesetzten thun konnten; allein man verzeiht es dem Grafen Benjowski, daß er ihr Verhalten in einem andern Lichte sieht, da die Bereitwilligkeit des Französischen Ministeriums ihn in der hohen Meinung, die er von sich, von seinen Planen und ihrer Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit hegte, nur mehr als zu sehr bestärken und ihm alles, was sich ihm widersetzte, in einem gehässigen Lichte zeigen mußte. Es ist wirklich zu bedauern, daß man diesem brausenden Orkane keine gute Richtung geben, und seine Kraft nicht so mäßigen konnte, daß sie wohlthätig und nützlich geworden wäre.

sel Madagaskar neues Unglück zu, und nahm zuletzt ein tragisches Ende.

Als er im März 1772 aus Kanton nach Isle de France kam, schrieb er einen Brief an den Gouverneur, worin er seine Abenteuer vom Anfange an erzählte\*). Der Brief ward auf der Insel bald bekannt, und man wunderte sich einigermassen darüber, daß Benjowski alles aus der Acht gelassen hatte, was dem Seefahrer in Ansehung des Weges von Kamtschatka über Japan nach China hätte Licht geben können. Es waren nur die ersten Anfangsgründe der Nautik nöthig, um die Bleiwürfe, den Ankergrund, die Stärke und Richtung der Winde, imgleichen die Lage der Klippen und der vorzüglichsten Raps, und endlich, wenn nicht die Länge, doch wenigstens die Breite der Hauptpunkte anzugeben. Schon aus dem Tagebuche des Steuermanns hätte er diese Angaben nehmen können. Indes pralzte Benjowski mit dem Umfange seiner Kenntnisse, und wollte einen neuen Weg von Kamtschatka nach China entdeckt haben. Jene kurze Nachricht von seiner Reise beweist aber, daß er selbst die gemeinsten und gewöhnlichsten Kunstausdrücke der Nautik nicht wußte, und giebt gar kein Dokument, gar keine sichere Spur von der Richtung des Weges, den er genommen haben will. Dies ist keinesweges eine unsichere Anklage. Ich berufe mich auf jeden, der ihn, so wie ich, aus Kanton auf Isle de France hat ankommen sehen. Alle werden bezeugen, daß er, um seine Abenteuer noch romanhafter zu machen, öffentlich versicherte: er habe sich auf einem schlecht ausgerüsteten und bemannten Schiffe, ohne Lebensmittel, oder vielmehr mit keinen andren, als mit Fischmehl, eingeschifft und nach seiner Abfahrt von

\*) Unser Verfasser giebt hier dies Schreiben der ganzen Länge nach; da es aber weiter nichts enthält, als was Benjowski in seinen Nachrichten ausführlicher erzählt, so ist es in der Uebersetzung, als völlig entbehrlich, weggelassen worden.

von Kamtschatka die Asiatischen Küsten verlassen, um sich an die Amerikanischen zu begeben. Noch mehr; dieser unerschrockne Abentheurer scheute sich nicht, vor erfahrenen Seerleuten zu versichern: er sey an unbekanntem Ländern, nordwärts von Kalifornien, gelandet. Gegen diese sonderbare Behauptung machte man ihm eine Menge Einwürfe. Bei dem elenden Zustande seines Schiffes hatte seine Erzählung wenig Wahrscheinlichkeit; überdies erwähnte das kurze Tagebuch, das er unvorsichtiger Weise bekannt machte, gar nichts von Ländern im Norden, von Kalifornien und noch weniger von ihren Produkten. Besonders bei diesem Punkte schien Beniowski in äußerst großer Verlegenheit zu seyn. Er wußte den überlästigen Fragen, die man deshalb an ihn that, auf keine andre Art auszuweichen, als daß er sagte: er wolle seine schätzbaren Entdeckungen bloß seinem Hofe vorbehalten\*). Mit dieser Ausflucht kam er aber nicht durch. Man legte ihm ein Planiglobium vor, und bat ihn, seine Reiseroute darauf zu entwerfen, wobei man ihn zugleich versicherte, daß er sich hierdurch gar nicht compromittiren könnte; aber Beniowski weigerte sich. Herr Poivre, damaliger Intendant von Isle de France und Bourbon, sah es sehr gern, daß man sich in seiner Gegenwart bemühet, die unverschämte Scharlatanerie jenes Fremden aufzudecken.

\*) Die unbestimmten Ausdrücke, deren sich Beniowski bedient haben mag, werden hier mit zu großer Strenge gegen ihn gedeutet. Wenn er es für gut fand, seine Entdeckungen im Norden geheim zu halten und zugleich sich doch geltend zu machen, so konnte er nicht wohl anders davon sprechen, ohne sich zu weit mitzutheilen. Seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz sind immer weit mehr im Spiel, als ein Hang zur bloßen zwecklosen Aufschneideri. Uebrigens weiß man jetzt durch die Bekanntmachung seines Tagebuches, was von seiner Fahrt gegen Norden zu halten ist. Der Schluß, und wenn ihn auch der vernünftige Herr Poivre selbst gezogen hätte, war unstreitig falsch, daß Beniowski ein Betrüger sey, weil er sich weigerte, seine Reiseroute auf einem Planiglobium zu zeichnen. Es war ja sehr beaeiflich, daß er einem Fremden nicht das Verdienst lassen wollte, die erste genaue Nachricht von seiner Reise nach Frankreich zu schicken, da er die Absicht hatte, durch diese Mittheilung für sich selbst zu wirken.

Dieser einsichtsvolle Mann vermied es weislich, unmittelbaren Antheil an der Sache zu nehmen; aber er bediente sich dieses lebhaften Angriffs, um Herrn de Bonnes ein nütliches und gerechtes Mißtrauen gegen Beniowski's angebliche Entdeckungen einzustößen. Sein Bericht hatte, wie wir in der Folge sehen werden, nicht die gute Wirkung, die er davon erwartete; indes wäre es im höchsten Grade ungerecht, wenn man ihm hierüber nur den mindesten Vorwurf machen wollte. — In Isle de France erregte Beniowski's unwahrscheinliche Erzählung allgemeinen Unwillen, und ward von jedem einsichtsvollen Manne getadelt. Besonders empörte es, daß er ohne Scheu erzählte, er sey in Rußland genöthigt worden, um seine Freiheit wieder zu erhalten, eine schriftliche Erklärung auszustellen, daß er einen Mord begangen, von dem er doch nichts gewußt habe. Gibt es denn wohl auf der ganzen Erde ein Land, wo das authentische Geständniß einer Mordthat ein Mittel ist, sich die Freiheit wieder zu verschaffen? Was kann der Zweck einer so anstößigen Erklärung seyn? ist es nicht unmöglich den Bewegungsgrund davon zu errathen? — Man wird es mir hoffentlich verzeihen, daß ich unsern Beniowski einen Abentheurer nenne; denn nicht seine Aufsätze allein sprechen gegen ihn: wir haben noch viel härtere Anklagen.

Als Beniowski aus dem Gefängnisse in Kamtschatka entflohen war, begab er sich mit dreißig oder vierzig andern Gefangenen nach China. Kaum hatte er Kanton erreicht, so fanden sich unter den dortigen Franzosen Männer, denen seine Unglücksfälle zu Herzen gingen. Dies ist eine Thatfache, und doch hat Beniowski nie etwas davon erwähnt. Die Negocianten und die Beamten der Indischen Compagnie gaben ihm und den Leuten, deren Befehlshaber er sich nannte, reichliche Unterstützung. Man that noch mehr für ihn: man vermochte den Herrn de St. Hilaire, ihn und seine ganze Gesellschaft an Bord zu

nehmen und nach Isle de France zu bringen. Anfänglich machte dieser Kapitain einige Schwierigkeit, weil er eine sehr reiche, Privatpersonen zugehörige Ladung an Bord hatte. Er äußerte einige Besorgniß, eine so große Menge Fremden, die aus den Gefängnissen in Kamtschatka entflohen waren, mitzunehmen; allein Mitleid besiegte bei ihm jede andere Rücksicht. Sobald Herr de St. Hilaire sich auf dem offenen Meere befand, ward seine Unruhe weit heftiger, und nicht ohne Grund, wieder rege. Man gab ihm Anlaß, seine unvorsichtige Großmuth zu bereuen. Die Abentheurer hatten bei dem Einschiffen ihre Waffen sorgfältig versteckt. Als der Kapitain diese Hinterlist erfuhr, bekümmerte es ihn sehr, daß er Leute auf seinem Schiffe hatte, die ihm vielleicht eher vorschreiben konnten, als Befehle von ihm annehmen wollten. Dreißig oder vierzig auf eine furchtbare Art bewaffnete Gefangene konnten ihn wohl wegen einer Ladung von mehreren Millionen besorgt machen; und wozu sollte er sich in einer so kritischen Lage entschließen? Sollte er seine Autorität gebrauchen und diese Fremden entwaffnen? Allein seine Mannschaft war schwach, und sein Schiff schlecht armirt. Sollte er das Vermögen seiner Kommittenten auf das Spiel setzen? sein Leben und seine Freiheit gegen starke, entschlossene, tollkühne Leute wagen, die alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten? Der unbedeutendste Vorwand konnte einen Streit, einen Aufstand veranlassen, und es war der Klugheit gemäß, beides zu vermeiden. Als ein vernünftiger Mann, überdachte Herr de Saint Hilaire genau die Gefahr, die er voraussah, und nahm sich vor, alle Schritte seiner Passagiere insgeheim beobachten zu lassen. Er that noch mehr; er stellte sich, als erwiese er dem Grafen Benjowski die größte Ehrerbietung und Achtung. Nunmehr wird unser Abentheurer ein Mann von Wichtigkeit; er erschöpft alle Künste der unverschämtesten Marktschreierei, um sich noch mehr Ansehen zu geben, und täuscht sogar seine Unglücksgefährten durch die lächer-

lichsten Pralereien. Er erklärt sich öffentlich für ihr Oberhaupt; seine Befehle werden auf das allerstrengste vollzogen; von jetzt an ist er gebietender Herr, und sie gehorsame Sklaven. Wer mit ihm sprechen wollte, mußte ein Edelmann seyn. Auch dies ist eine ausgemachte Thatsache, die ich von dem Herrn de St. Hilaire und seinen Officieren erfahren habe.

Beniowski fand durch die Ehrenbezeugungen, die man ihm auf eine geschickte Art erwies, seinen Stolz geschmeichelt. So wurden Ruhe und Ordnung im Schiffe erhalten, und die zum Wohl der Seefahrer so nöthige Subordination durch jene gefährlichen Leute nicht weiter gestört. Man landete nach einer kurzen und glücklichen Fahrt endlich an Isle de France. Unstreitig verdient Herr de Saint Hilaire Lobsprüche für sein weises und gemäßigtes Verfahren, und man kann versichern, daß er sich mit Geschicklichkeit aus einer sehr kritischen Lage gezogen hat\*).

Beniowski ging mit einem zahlreichen Gefolge ans Land, und begab sich zu dem Gouverneur der Kolonie. Diese Leute waren nun nicht mehr unglückliche Gefangene,

\*) Wer nur einigermaßen mit der Grundregel der Billigkeit bekannt ist, sich an eines Andern Stelle zu setzen und Andern nicht zu thun, wie man selbst nicht behandelt werden möchte — den muß dieser so ganz grundlose, durch keine einzige Thatsache gerechtfertigte Verdacht wirklich verdrießen, zumal wenn man sieht, wie absichtlich der moralische Charakter des Abentheurers Beniowski erst mit den häßlichsten Farben geschildert wird, um die jämmerliche Furcht des Herrn de St. Hilaire doch einigermaßen zu motiviren. Es ist so sehr die Frage, wie es diesen dreißig oder vierzig Leuten möglich seyn konnte, ihre Waffen so geschickt zu verbergen, daß man vielmehr auch an dieser Beschuldigung zu zweifeln Ursach hätte. Allein nichts in der Welt rechtfertigt den Französischen Schiffer, die Zweifel, die aus mancherlei subjektiven Veranlassungen bei ihm aufsteigen mochten, in einen öffentlichen gehässigen Verdacht zu verwandeln. — Die Delikatesse des Grafen Beniowski ist wohl das Letzte, was seine Biographen in Schutz nehmen möchten; aber man sollte sie wenigstens nicht wider ihn zeugen lassen, wo man ihm sein Bekenntniß zur Wahrheitsliebe deuten muß. Daß er, gezwungen, ein schriftliche Verläumdung seiner selbst unterzeichnen mußte.

sondern ein General mit vielen Orden, und von Leuten umgeben, die, nach ihren reichen Uniformen zu urtheilen, Stabsofficiere seyn mußten. Was für eine erstaunliche Verwandlung, oder vielmehr, welch ein lächerliches Possenspiel! Wäre ich nicht Augenzeuge davon gewesen, so würde ich mich scheuen, es zu erzählen. Sobald man auf Isle de France die wahre Geschichte dieser Abentheurer wußte, wurden der General und sein glänzendes Gefolge allen vernünftigen Leuten in der Kolonie zum Märchen und zum Gelächter. Die Seefahrer sind keine Enthusiasten, sondern außerordentlich kaltblütig. In den Kolonien sind schwärmerische Köpfe, Leute von lebhafter und ausschweifender Imagination, die alles Romanenartige, und Fabelhafte aufsuchen und bewundern, höchst selten, und fast immer finden sie keinen Glauben. Benjowskî erfuhr zu seiner Kränkung, wie wahr diese Behauptung ist, und zugleich sah er ein, wie wichtig es für ihn wäre, auf das schleunigste ein Land zu verlassen, wo seine Abentheurer und Reisen keinen Eindruck machten und keinen Enthusiasmus bewirkten. Je länger sein Aufenthalt dauerte, je weniger Achtung bezogte man ihm. Bei seiner Abreise nach

setzt seinen Muth und sein Ehrgefühl tief herab; daß er es aber ungefordert als Thatsache, die er zu verheimlichen ganz in seiner Gewalt hatte, wieder erzählt, kann nur beweisen, daß er selbst keinen Begriff von Unehre mit jener Handlung verband. Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind. Derselbe Mensch, der sein Leben durch eine feige Unterschrift retten konnte, und in Kamtschatka lieber alles um sich her niedergemacht, als seine Flucht unausgeführt gelassen hätte, konnte es doch für schändlich halten, einem Manne, der ihm die Rechte der Gastfreundschaft gönnte, mit Verrath und Undank zu lohnen. Ueberdies scheint es auch noch ungereimt, einem Menschen, welchem man die Absicht beimißt, das Französische Ministerium zur Ausführung seiner Projekte zu bewegen, zu gleicher Zeit das Vorhaben anzudichten, als Seeräuber mit einem Französischen Schiffe davon laufen und auf diese Weise allen seinen ehrgeizigen Aussichten auf einmal entzagen zu wollen. Immerhin mag Benjowskî als ein Beispiel von ungezählter Leidenschaft, mangelhaftem kttlichem Gefühl und übelangewendetem Talent gelten; ein Schurke war er nicht, weil dazu das Bewußtseyn der Schurkerei und die innere Verberbtheit der Seele gehört, die ihre Freude am Bösen hat. G. S.

Frankreich legte er den Namen Baron d'Aladar ab, den er bis dahin geführt hatte, und nannte sich Graf Benioſki. Zu dieser Zeit erklärte er (was wirklich ein bemerkenswerther Umstand ist) öffentlich, daß er in Frankreich bei der Regierung um das Generalgouvernement der Insel Madagaſkar anhalten wolle. Diese neue Pralerei belustigte sehr und beunruhigte Niemanden. Um zu befürchten, daß eine dem Ansehen nach so chimärische Hoffnung sich dereinst realisiren könnte, wäre mehr als menschliche Klugheit nöthig gewesen; auch kann ich dreißig versichern, daß kein Ausdruck stark genug ist, die allgemeine Bestürzung und Unruhe zu schildern, als man erfuhr, Benioſki habe den wichtigen Posten eines Gouverneurs von Madagaſkar erhalten. Ich weiß ganz und gar nicht, durch was für Verführungskünste dieser Abentheurer seinen Zweck erreicht hat; aber Herr Poivre sagte mir, als er mir diese Nachricht meldete: „Wir haben den Fall erlebt, daß Heuschreckenschwärme in einem Augenblick eine reiche Erndte verzehrten, und daß zwei schreckliche Orkane diese Insel mit völligem Untergange bedrohten. Madagaſkar half uns das Unglück wieder gut machen, das diese schrecklichen Ereignisse angerichtet hatten. Aber künftig hat Isle de France keine Hülfquellen mehr; es muß untergehen, wenn solche Landplagen über uns hereinbrechen. Unter Benioſki's Gouvernement wird Madagaſkar diese Kolonie nicht mehr mit Lebensmitteln versorgen; bei den Unglücksfällen, die uns treffen, wird alle Hilfe nur unsicher und entfernt seyn. Zwar habe ich schon öfters Charlatane und Avantüriers ihr Glück machen sehn; aber doch bin ich äußerst bestürzt, daß es Benioſki'n so gelungen ist, zumal nach dem Briefe, den ich über ihn an Herrn de Boyneſ geschrieben habe. Ich weiß wohl, daß der große Haufe an dem Wunderbaren Wohlgefallen und Vergnügen findet, und daß seine Leichtgläubigkeit sich zu allem bereden läßt; wie konnte man sich aber vorstellen, daß ein Ausländer, der kurz zuvor aus den Gefängnissen

in Kamtschatka entwischte war, und den seine eigenen Auf-  
fäße brandmarken — daß ein solcher Mensch ohne meine  
Genehmigung eine so wichtige Stelle erhalten würde? Da  
mich vermöge meines Postens das Wohl der Kolonie so  
nahe angeht, so hätte ich, als er zum erstenmal von Ma-  
dagaskar mit mir sprach, ihm Lust machen sollen, den  
Mogol vom Throne zu stoßen; unstreitig wäre sein Gesuch  
bewilligt worden und wir von ihm befreiet geblieben.“

Man erlaubte Beniowski'n, eine Kompagnie von  
Freiwilligen zu errichten. Er verlangte, sein Trupp sollte  
so gekleidet und bewaffnet werden, daß er unter den Male-  
gaschen Schrecken verbreitete; dadurch bewies er, wie  
wenig er den Geist und Charakter dieser Völkerschaft kante.  
Dann wählte er zu seiner Hauptniederlassung die Bay  
Antongil; allein von dem Oktober bis zum Anfange des  
Mai's verheeren pestartige Fieber diese Gegend. Die See-  
fahrer nennen diese üble Periode im Jahre die Winter-  
zeit (l'hyvernage). Ohne allen Zweifel sind die tödtlichen  
Dünste, die alsdann aus den Sümpfen und Wäldern auf-  
steigen, die wahre Ursache dieser schrecklichen Epidemie. Die  
entzündbare Luft und die faulen Dämpfe, welche sich aus  
den stillstehenden, durch Pflanzentheile in Korruption ge-  
rathenen Wassern entwickeln, verderben während der  
Windstille und der großen Hitze die atmosphärische  
Luft. In dieser Jahreszeit wird die Luft selten durch kühl-  
ende Seelüfte erfrischt: die Nordwinde treiben jene Dünste  
längs den Küsten fort, und Dürre und Windstille machen  
ihre Wirkung noch verderblicher. Die Malegaschen wissen  
sich einigermaßen gegen diese Seuche zu schützen, indem  
sie mitten in einem dichten Rauch in ihren Hütten oder  
Häusern bleiben. Indes widerstehen die stärksten und mä-  
ßigsten Insulaner dieser heftigen Krankheit nicht immer. Es  
ist also kein Wunder, daß die Europäer, wenn sie auf dieser  
Küste überwintern müssen, einer epidemischen Seuche er-  
liegen, welche selbst die so sehr an das Klima gewöhnten  
Menschen wegrafft.

Ich bin Augenzeuge davon gewesen, daß eine kleine Französische Kolonie gegen Ende des Jahres 1768 dadurch völlig aufgerieben ward. So schnell und auf so vielfache Art man den Unglücklichen auch zu Hülfe kam, so konnte doch keiner dem Tode entrissen werden. Starke und Schwache starben in einem sehr kurzen Zeitraum. Daß wir nicht die Opfer dieser tödtlichen Seuche wurden, hatten wir der heilsamen Seelust auf unserm Schiffe zu verdanken, welche die faulen Ausdünstungen bis auf einen gewissen Grad verbesserte und ihre verderblichen Wirkungen hemmte. Ueberdies untersagte man, sobald im Dorfe Foulpoint die ersten Symptomie der Krankheit sich zeigten, alle nicht unumgänglich nöthige Gemeinschaft mit dem Lande auf das strengste. Es ward unsrer Mannschaft verboten, mit den Insulanern Handel und Wandel zu treiben oder die Kanots der Letzteren dem Schiffe nahe kommen zu lassen. Ohne diese Vorsicht wäre die Epidemie bis zu uns gedrungen und wir außer Stande gewesen, ihr durch irgend ein bekanntes Heilmittel Einhalt zu thun. Diejenigen, welche diese gefährlichen Meeresstriche zu besuchen haben, müssen diese Bemerkungen nicht außer Acht lassen, da eine Menge von Beispielen ihre Richtigkeit bestätigt. Mit Einem Worte: man muß, wenn die Epidemie sich zeigt, diese ungesunden Gegenden verlassen, oder man kommt um. Auf der Nordseite der Insel ist man nirgends vor Faul- und andern bößartigen Fiebern sicher. Diese grausamen Krankheiten richten nicht alle Jahre gleich starke Verheerungen an; ihre Hestigkeit und Dauer scheint vorzüglich von der Richtung des Windes abzuhängen. Weht er lange von Norden her, so wüthet die Seuche auf das stärkste. Nur wenige Menschen sind stark genug, dem Einflusse dieses gefährlichen Windes zu widerstehn, der in diesen Strichen nur vom Ende Oktobers bis zum Monath Mai herrscht. Wen i o w s k i konnte freilich von der ungesunden Beschaffenheit der Luft in Madagaskar keine genaue Kenntniß haben; indeß ist zu vermuthen, daß sie ihm doch nicht

ganz unbekannt war, da er sich eine Zeitlang in Isle de France aufgehalten hatte, wo er, wie oben erzählt worden ist, den Entwurf machte, sich um das Gouvernement jener Insel zu bewerben. Allein dieser Mann, der gewohnt war, allen Gefahren zu trotzen, mußte nicht glauben, daß durch jene Krankheiten die Fortdauer seines Etablissements verhindert werden könnte. Wie dem auch seyn mag, Beniowski kam in der Bay Antongil an, und war dabei von einem militärischen Aufzug umgeben, der die Insulaner wohl täuschen konnte. Die Soldaten von seiner Legion trugen ungeheure Säbel, und in ihren Gürteln Pistolen. Ihre Waffen, ihre Kaskette und ihre Uniformen schienen erfunden zu seyn, den Insulanern Furcht und Schrecken einzujagen. Sobald er ans Land gestiegen war, nahm er auf eine feierliche Art Besitz von der Insel. Er ließ sich als Generalgouverneur anerkennen, versfertigte Risse zu verschiedenen Festungen, und faßte den Entschluß, sich den Malegaschen furchtbar zu machen, sie zu besiegen und unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Seine Pläne gründeten sich weder auf Gerechtigkeitssiebe, noch auf Lokalkenntnisse. In Kurzem war er in diesen Gegenden ein verabscheueter Tyrann; er überzog die Malegaschen mit Krieg, und übte allerlei Grausamkeiten aus. Die Insulaner flohen aus Furcht in das Innere des Landes. Aller Verkehr ward abgebrochen; Beniowski war verlassen, und in ganz Madagaskar gab man ihm den Beinamen: der schlimme Weiße. Es ließ sich sehr leicht voraussehen, daß sein Etablissement von keiner Dauer seyn würde; aber ein solcher Anfang mußte befremdet haben, wenn die unverständige und unfittliche Aufführung dieses Abentheurers nicht bekannt gewesen wäre. Daß man Beniowski'n in Frankreich so gut aufnahm und ihm unumschränkte Vollmacht gab, das macht alle vernünftige Leute, die ihn kannten, erstaunt und ganz verwirrt. In einem aufgeklärten Jahrhunderte hat man ein so blindes Zutrauen, und stellt einen Ausländer

der an, dessen Handlungen mehr als verdächtig sind! So wurden mehrere Millionen durch eine falsche und unvorsichtige Spekulation aufgeopfert! Und was konnte daraus entstehen? Viel Böses für Isle de France, und noch mehr für Madagaskar.

Schon die bloße Darlegung der Thatsachen ist der strengste Tadel des unvorsichtigen Zutrauens, das man in diesen Abentheurer setzte. Herrn *Voivre* kann man wirklich keine Schuld beimessen; er hatte alles nur mögliche gethan, damit man sich nicht verführen ließe.

Wir wollen einmal einen Officier von hohem Range hören, der in jeder Rücksicht einen sehr ausgezeichneten Namen hat. Ich nenne ihn nicht, aber bloß deshalb, weil er abwesend ist, und ich ihn nicht um Erlaubniß dazu bitten kann. Er hatte die Herren *Belcombe* und *Chevreau* begleitet, als sie auf ministeriellen Befehl *Beniowski's* Etablissements in Madagaskar in Augenschein nahmen.

Ich kam den 17. September 1776 zu *Foulpoint* an. Die Menschenzahl in den Dörfern, die dem Hafen am nächsten liegen, hatte über die Hälfte abgenommen; das ganze Land war durch blutige Kriege verheert, und die Erndten völlig zu Grunde gerichtet. Der Ackerbau lag ganz, so daß wir uns kaum dreihundert Pfund Reis verschaffen konnten. An den andern Lebensmitteln verspürten wir gleichen Mangel. Hierüber erstaunte ich nicht wenig; denn als ich drei Jahre vorher an diesem Orte gewesen war, hatte ich den Handel, wie den Ackerbau, blühend, und die Märkte reichlich versehen gefunden. Damals konnten zehn Schiffe volle Ladungen Reis mitnehmen, ohne daß dies unentbehrliche Lebensbedürfniß im Preise gestiegen wäre. Diese ungeheuren Vorräthe waren bloß für *Isle de France* bestimmt, das drei Orkane nach einander in die äußerste Verlegenheit gesetzt hatten. Alle Erndten waren zu Grunde gerichtet, und eine schreckliche Hungersnoth, eine Folge solcher Landplagen, bedrohte diese Kolonie. Schon wollte der härteste Mangel ausbrechen, als die schnelle Ankunft von zehn Schiffen mit Reis die Unruhe in dem ersten Augenblick der Noth stillte. Unter diesen Umständen, wie in vielen

andern, ward Isle de France von Foulpoint gerettet; aber künftig konnte man von daher nicht mehr eben die Hülfe erwarten. Die Ländereien lagen brach, der Handel hatte völlig aufgehört. Die ganze Insel war durch Benjowski's Despotismus in Furcht und Angst gesetzt. Voller Schrecken flüchteten die Malegaschen von der Seeküste weg in das Innere des Landes. Herr de Belcombe ließ Jami, das Oberhaupt von Foulpoint, und viele Häupter der umliegenden Gegend zu sich rufen. Er fragte sie, ob sie über die Franzosen und zumal über die funfzehn Soldaten von Benjowski's Legion, welche den Hafen von Foulpoint besetzten, Beschwerden zu führen hätten. Ihre Antwort war nicht aufrichtig, ohne Zweifel, weil sie befürchteten, daß sie durch Klagen Anlaß zu neuen Verfolgungen geben möchten. Daher begnügten sie sich, freien Handel zu verlangen. Herr de Belcombe versicherte Jami'n und die andern Oberhäupter: die Französischen Soldaten befänden sich in Madagaskar nur in der Absicht, den Handel und die Freiheit der Madekassen zu schützen und zu sichern. Dann ermahnte er sie, ihre Ländereien zu bearbeiten und mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben. Herr Chevreau und Herr de Belcombe gaben vor ihrer Abreise nach der Bay Antongil dem kommandirenden Officier des Detachements den strengsten und bestimmtesten Befehl, unter seinen Leuten Ordnung zu halten und den Unruhen und Besorgnissen der Insulaner schnell ein Ende zu machen.

Sie blieben nur sehr kurze Zeit zu Foulpoint; denn ihr Auftrag betraf hauptsächlich Benjowski's Etablissement in der Bay Antongil, wohin sie nunmehr eilten. Herr de Belcombe gab sich an der Spitze der Truppen als Aufseher der Französischen Etablissements in Madagaskar zu erkennen. Ich begleitete beide Herren mit dem Auftrage von Seiten des Gouverneurs von Isle de France, ihnen bei ihrem Inspektionsgeschäfte zur Seite zu bleiben. Benjowski's Kühnheit setzte mich in ein Erstaunen, das sich nicht beschreiben läßt. Er nahm Herrn Chevreau mit Stolz, fast möchte ich sagen mit Unverschämtheit, auf. Herr de Belcombe war mit der Lage der Gegend, wo Benjowski sein Haupttablissement anlegen wollte, zufrieden. Allein, Louisbourg, wie der Letztere den Ort genannt hatte, läßt sich zwar leicht befestigen; aber dagegen ist es feucht und unge-

sund. Es liegt auf einer Erdzunge, die sich dreihundert Toisen weit in das Meer erstreckt; der Boden, worauf die Magazine und die andern Häuser stehen, ragt zur Zeit der hohen Fluth kaum vier Fuß über den Wasserspiegel hervor, und diese Erhöhung hat man ihm nur durch Ausfüllungen gegeben. Alles was daran stößt, ist Sumpf und wird von der hohen See wieder bedeckt. Das Fort, welches Louisbourg vertheidigt, besteht aus drei Bastionen, von denen jede eine Kanone hat. Es ist von Holz und auf Pfahlwerk gebauet. Man wird die Magazine, das Fort und die Häuser gewiß bald wieder von neuem aufführen müssen, da die Feuchtigkeit fast alles Holz in Fäulniß gebracht hat. Die Erdzunge, worauf Louisbourg steht, hängt auf der einen Seite mit dem guten Hafen Choiseul zusammen, der viele große Schiffe aufnehmen kann. Ein großer und schöner Fluß, den die Malegaschen Lingebat nennen, trägt dazu bei, dieser Erdzunge völlig die Gestalt einer Halbinsel zu geben. Er ist bei seiner Mündung hundert und achtzig Toisen breit, und schiffbar. Ich bin in meiner Schaluppe mehr als sieben Meilen hinaufgefahren; und in dieser Entfernung beträgt seine Breite noch hundert und fünfzig Toisen. An den Ufern dieses Flusses hat Veniowski viele Forts angelegt, deren beträchtlichstes an Stärke fast demjenigen gleicht, welches Louisbourg beschützt. Bei dem Herunterfahren auf diesem Flusse habe ich die anliegenden lachenden und mannichfaltigen Fluren mit Entzücken gesehen.

Endlich kam ich mit den Herren de Belcombe und Chevreau nach einem Orte, den Veniowski Plaine de Santé (die Gesundheitsebene) genannt hat. Wir waren von Louisbourg bis dahin durch viele kleine Forts und durch fünfzehn Dörfer gekommen. Veniowski hatte uns die glückliche Lage dieses wirklich ländlichen Ortes sehr gerühmt; wir fanden aber seine Benennung nicht passend. Die Gesundheitsebene schien uns eine ungesunde Gegend; die umliegenden sehr hohen Berge halten die Wolken auf, und verursachen dadurch häufigen Regen. Herr de Belcombe zeigte Veniowski'n alles Nachtheilige bei diesem Posten; aber so sehr es auch in die Augen fiel, so wollte der Letztere es doch nicht eingestehen. Vergebens zeigte man ihm verschiedne erdgebirgspässe, die sich unmöglich alle besetzen ließen; er be-

hauptete ganz hartnäckig: dieser Posten könne noch weniger angegriffen werden, als das Fort zu Louisbourg. In der Mitte der Gesundheitsebene lag ein kleiner zuckerhutförmiger Berg, auf dessen Spitze er eine kleine Batterie angelegt hatte, die er Fort August nannte. Mit diesem, versicherte er uns, könne er sein Etablissement so vertheidigen und schützen, daß der mächtigste Feind abziehen müsse. Ich stieg auf einer elenden Treppe, die hundert und funfzig Stufen hat, zu dieser schönen Festung hinauf. Sie ist ein Quadrat von acht Klaftern, rings um mit ganz verfaulten Palisaden besetzt. Vier dreipfündige Kanonen machten die fürchterliche Artillerie aus, die von der einen Seite die Schifffahrt auf dem Flusse Lingebat beschützen und auf der andern das große Etablissement sichern sollte, das er unterhalb dieses Forts anzulegen Willens war, und dem er bereits den Namen Ville de Plaine de Santé (Stadt der Gesundheitsebene) gegeben hatte.

Diese Stadt bestand, als wir sie sahen, aus einem, funfzig Fuß langen und dreißig Fuß breiten Magazin und zwei andern kleineren Gebäuden, deren eins zum Lazareth, das andre aber zu einer Kaserne bestimmt war. Herr de Belcombe fragte Benjowskij'n in meiner Gegenwart, ob er ihm sonst nichts zu zeigen habe? Dieser gab ihm, ohne darüber außer Fassung zu gerathen, zur Antwort: meine Forts beschützen die freie Schifffahrt auf dem wichtigen Flusse Lingebat; und vermöge derselben bin ich nun völlig Herr von den nahe belegenen Ländern. Habe ich Frankreich nicht einen sehr wichtigen Dienst geleistet? Konnte man bei den mir anvertrauten Geldern und Truppen größere Unternehmungen hoffen? Würde jeder andre an meiner Stelle mehr, ja selbst nur einmal so viel gethan haben? Herr de Belcombe sagte lächelnd: Herr Gouverneur, Sie haben dem Seeminister berichtet, daß Sie in der Gegend, welche Sie die Gesundheitsebene nennen, eine beträchtliche Stadt gegründet hätten. Wo ist diese? was ist aus ihr geworden? Sie muß verschwunden seyn; denn ich sehe hier nichts, als einige elende Hütten.

Benjowskij erwiderte auf diese in Verlegenheit setzende Frage: es habe ihm an Geld gefehlt. Meine Citadelle, sagte er weiter, hat mir mehr gekostet, als ich dachte. Ich mußte mich vor allem mit der Sicherheit der Stadt beschäftigen, deren

Plan ich Ihnen zeigen will. Dies Projekt ist keine Chimäre; es soll ausgeführt werden, sobald ich eine hinlängliche Summe dazu habe.

Aber Ihre Citadelle, sagte Herr de Belcombe, ist nur eine elende kleine Batterie, die ringsum von hohen Bergen kommandirt wird. Die vier Dreipfünder oben auf der Spitze einer steilen Höhe können den Zweck nicht erfüllen, den Sie erreichen wollen. Uebrigens bin ich auf Befehl des Ministers hier, um Ihre Arbeiten in Augenschein zu nehmen, und ich kann nicht umhin, Ihnen meine Gedanken darüber zu eröffnen. — Erlauben Sie mir eine andre nicht weniger wichtige Frage. Wo ist die Landstraße von Louisbourg nach Bombetok? Ich bitte Sie, mir hierüber Auskunft zu geben, daß ich dem Minister Rechenschaft davon ablegen kann. Sie haben ihm die Vortheile dieser Landstraße sehr ausführlich gezeigt, und ihm dargethan, daß die Gemeinschaft zwischen der östlichen und der westlichen Küste Ihnen, so zu sagen, die Herrschaft auf der Afrikanischen Küste verschaffe, da der Hafen Bombetok von dieser nur durch den Kanal von Mosambik getrennt ist. Also haben diese wilden, von hohen Bergen, von Wäldern und Flüssen durchschnittenen Landstriche Ihrem Projekte keine Hindernisse verursacht? Das wundert, das überrascht mich nicht wenig.

Die Anlage zu diesem Wege ist gemacht, antwortete Beniowski; man kann mich hierüber nicht anfechten. Ich will Ihnen zeigen, wie die Reiseroute geht, und was für einen Weg man zu nehmen hat, um über die Gebirgskette zu kommen, welche die Ostliche Küste von der Westlichen trennt. Man muß den hohen Berg Wigagora südwärts liegen lassen und mit einer kleinen Abweichung den Weg nehmen, welchen die Insulaner einschlagen, wenn sie von Bombetok nach der Bay Antongil kommen. Es sind freilich noch einige Arbeiten erforderlich, um diesen Weg in besseren Stand zu setzen. Darauf kann ich mich indeß bei der gegenwärtigen Jahreszeit, noch mehr aber bei der Lage, worin ich mich gegen die Insulaner befinde, jetzt nicht einlassen. Doch, wollen Sie diesen Weg untersuchen, so will ich Sie begleiten, und Sie selbst sollen sehen, mit wie wenigen Schwierigkeiten ich diese Hindernisse werde fortschaffen können.

Herr de Belcombe hatte eben so wenig Zeit als Lust, eine lange und schwierige Reise durch Madagaskar zu unternehmen. Er urtheilte sehr richtig, Deniowski thue ihm diesen Vorschlag nur, in der gewissen Ueberzeugung, daß er ihn verwerfen werde. Daher glaubte er, dem Letzteren vorstellen zu müssen: er habe den Auftrag, vollendete, nicht projektierte Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Dann ging er schnell zu der Frage über: weshalb er keinen Riß und keine Ochsen mehr nach Isle de France schicke? „Die Kriege, welche ich gegen die Insulaner zu führen habe, versetzte Deniowski, haben mich abgehalten, mir Vorräthe von den nothwendigsten Lebensmitteln anzuschaffen; und das ist noch ist der Fall. Wie hätt' ich in einer solchen Lage Lebensmittel nach Isle de France schicken können? Sie sehen wohl die Unmöglichkeit ein. Eben so leicht kann ich mich wegen der unternommenen Kriege rechtfertigen. Ich versammle ein Palabre, und trage den Insulanern für sie vortheilhafte Verfügungen an. Sie lehnen sie nicht nur ab, sondern ihre übermüthigen Oberhäupter drohen mir sogar; ja, noch mehr, man giebt das Signal mich zu tödten. Viele Flinten werden zugleich abgefeuert, und ich entgehe dieser nahen Gefahr, wie durch ein Wunderwerk. Meine Soldaten unterstützen mich nachdrücklich; ich zerstreue die Menge, und setze sie durch einige Kanonenschüsse, die ich von meiner Festung auf sie thun lasse, in Schrecken. Ich verlange laut die Köpfe der Oberhäupter, die es gewagt haben, mir mitten in einer feierlichen Versammlung nach dem Leben zu trachten; aber man schlägt sie mir ab. Ich rufe die Sambariven, eine Völkerschaft an dem Ufer des Flusses Manahar, zu Hülfe. Fünfhundert von ihren Kriegern vereinigen sich unter meinen Fahnen, und helfen mir meine gefährlichen Nachbarn bestrafen und bezwingen. Diese sahen sich nun genöthigt, um Frieden zu bitten. Die Bedingungen des Traktats wurden in einem großen Kabarr oder Palabre festgesetzt und unter den gewöhnlichen Ceremonien bestätigt. Ich belohnte die Sambariven, als ich sie verabschiedete, und versprach ihnen, sie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu beschützen. Die Letztern ermahnte ich, ihre Felder wieder anzubauen, und dadurch alles das Uebel, das unsre Uneinigkeit veranlaßt hätte, schleunig wieder gut zu machen. Es sieht wirklich schlimm bei uns aus; das Land ist verwüstet, die mei-

sten Dörfer sind nichts als Aschenhaufen; die Felder liegen ungebaut, und die nothwendige Folge aller dieser Unordnungen war eine Hungersnoth. Aber künftig werden überall Ruhe und Friede herrschen, die Insulaner, welche nun furchtsamer und unterwürfiger geworden sind, sich aufs neue mit dem Feldbau beschäftigen und so das Unglück wieder gut machen, das sie sich durch ihr gehässiges und strafbares Komplott gegen einen Mann zugezogen haben, der sich Furcht und Achtung zu verschaffen weiß. Nie wird die Macht, die in meinen Händen ist, wanken, nie einer Beschimpfung ausgesetzt werden, und immer Alles mir gehorchen. Jede Militairperson muß mein Betragen billigen und meine Grundsätze annehmen. Die Weiser müssen niemals auf die Gunst der Schwarzen rechnen, ja, sich nicht einmal so weit herablassen, sie zu suchen. Ich bin ein Ausländer, und das ist eine Ursache mehr, die mich verpflichtet, der Französischen Flagge Ansehen zu verschaffen. Durch meine Administration wird sie das Uebergewicht wieder erlangen, das sie durch die Schwäche meiner Vorgänger eingebüßt hat.“ Das war ungefähr der Sinn von Beniowski's Rede. Er fügte alle nur mögliche Schmähungen gegen seine Völkerschaften hinzu, und schilderte uns ihren Charakter mit den schwärzesten und falschesten Farben.

Wir vermutheten, daß gänzlicher Mangel an Lebensmitteln sein einziger Bewegungsgrund zum Frieden gewesen sey. Der Haß und Groll dieses rachsüchtigen Mannes hatten nur der gebietrischen Nothwendigkeit nachgegeben. Herr de Belcombe ward durch diese Lage der Umstände äußerst beunruhigt. Er suchte Beniowski'n billigere und menschlichere Gesinnungen einzusüßen; und wiewohl er überzeugt war, daß seine Ermahnungen und Versuche den Frieden dauerhaft zu machen, fruchtlos seyn würden, so kam er bei seiner Zurückkunft nach Louisbourg doch auf den Gedanken, einen neuer Traktat zu schließen, um die Einwohner von Madagaskar von seinen wahrhaft friedfertigen Gesinnungen zu überzeugen.

Beniowski setzte sich stark gegen den Plan des Herrn de Belcombe, die Insulaner zur Befestigung des Traktates aufs neue zusammen zu berufen. Er wollte beweisen, daß dieses Palabre unangenehme Folgen haben könne; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Die Versammlung ward den 2ten Oktober 1776 gehalten. Sie war nicht zahlreich, und

bestand

bestand nur in sechs Oberhäuptern und hundert und fünfzig Insulanern. Hr. de Belcombe erneuerte den Friedenstraktat, und ermahnte sie, ihre Felder zu bearbeiten, und alle Gelegenheiten zu Uneinigkeit unter sich zu vermeiden. Er sagte ihnen auch: die Niederlassung der Franzosen in der Bay Antongil habe bloß den Zweck, ihr Glück und ihre Ruhe zu sichern. Ihr werdet, setzte er hinzu, den Franzosen euren Ueberfluß an Lebensmitteln verkaufen, und dafür ihres Schutzes genießen, so daß kein Feind sich mehr an euch wagen wird. Künftig könnt ihr mit aller Sicherheit Handel und Ackerbau treiben. — Man muß Herrn de Belcombe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er kein Mittel verabsäumte, Zutrauen und Eintracht wieder herzustellen; aber alle Hoffnung, dies glücklich auszuführen, war eitel, so lange Benjowski der Französischen Niederlassung vorstand. Daher blieben die Insulaner unbeweglich und alle Freundschaftsbezeugungen, alle Versicherungen von Wohlwollen machten gar keinen Eindruck auf sie. Benjowski schien mir mit dieser Mißbilligung seines Betragens sehr unzufrieden. Sie war übrigens offenbar genug; denn Herr de Belcombe wollte nicht, daß sie zweifelhaft bliebe oder verkannt würde; wobei er indeß gegen den Gouverneur immer die Ehrerbietung und Achtung beizubehalten schien, die, wenn die Subordination erhalten werden soll, erforderlich ist. Vor unsrer Abreise von Madagaskar sprach ich mit Benjowski darüber, daß Frankreich von seiner Niederlassung in der Bay Antongil wenig Vortheil erlangen würde. Sie haben Recht, sagte er; doch eine Lektion von zwei Millionen ist nicht zu theuer, um Ihrer Nation begreiflich zu machen, daß es nöthig gewesen wäre, mir eine Marine nebst zwei Millionen jährlich zu geben. Hätte sie mir dann alle Jahre sechshundert Mann Rekruten geschickt, so würde ich in zwanzig Jahren eine blühende und furchtbare Kolonie gestiftet haben. Ich machte die Bemerkung: die Gegend sey so ungesund, daß von sechs Personen fünf wegstürben. Er erwiderte hierauf: man könne allen Krankheiten vorbeugen, wenn in der günstigen Jahreszeit beträchtliche Landstrecken urbar gemacht würden. Ueberdies, setzte er hinzu, ist die Gesundheitsebene eine Gegend, die ihrem Namen völlig entspricht, was auch Herr de Belcombe sagen mag. Zwar habe ich viele Leute verloren, und die achtzig

Mann, die mir noch übrig sind, bestehen in Kranken oder Genesenden; allein man muß den wirklich bedauernswürdigen Zustand, worin Sie mich antreffen, dem Kriege zuschreiben, den ich mit den Insulanern zu führen genöthigt gewesen bin, noch mehr aber meinem beständigen Aufenthalte zu Louisbourg. Uebrigens ist es immer leichter, den Feinden eine Kolonie abzunehmen, als eine anzulegen. Ich gestand ihm dies zu, und verließ ihn mit nicht geringem Erstaunen darüber, daß man in Frankreich auf die Projekte dieses Ausländers mit einem so hohen Grade von Zutrauen gerechnet habe.

Bei unsrer Ankunft zu Isle de France äußerte sich in dieser Kolonie schon Mangel an Lebensmitteln. Von Madagaskar konnte sie schlechterdings keine Unterstützung erwarten; man mußte Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung segeln lassen, und von allen Seiten her liefen bei dem Ministerium über Benjowski's unverständiges Betragen ernstliche Beschwerden ein.

Das Tagebuch, aus dem ich diesen Auszug geliefert habe, beweist, daß die Niederlassung in der Bay Antongil nicht bestehen konnte. Als Herr de Belcombe die Inspektion aufgetragen wurde, war Herr de Boyneß nicht mehr Seeminister, und Herr Turgot sein Nachfolger geworden. Unter dem Ministerium eines Weisen konnte ein Mann wie Benjowski sich nicht halten. Vergebens suchte man das Ungewitter abzuwenden; (denn die Scharlatane finden überall Beschützer) das Urtheil ward gesprochen. Zwar kam es erst unter seinem Nachfolger zur Vollziehung, aber nur deshalb, weil Herr Turgot nicht lange genug beim Seewesen blieb, um sich mit diesem Theile seiner Administration besonders zu beschäftigen. Dieser berühmte Mann, den mehrere der erhabensten Eigenschaften vor seinen Zeitgenossen auszeichneten, wußte durch Herrn Poivre, daß Benjowski ein gefährlicher Abentheurer sey, der sich zum Tyrannen und zur Geißel der Bewohner von Madagaskar gemacht habe. Ich war damals von meinen Reisen zurückgekommen, und erfuhr, daß Benjowski die Insel erobert

hätte. Man pries seinen Muth und seine Geschicklichkeit; auch versicherte man: er habe Städte und Festungen gebauet und eine Heerstraße von Louisburg nach Bombetok angelegt. Alle diese Hirngespinnste trug man auf das ernsthafteste vor, und sie fanden so vielen Kredit, daß ganz Paris sich davon unterhielt und über sie erstaunte. Kaum erlaubte man es, ihre Wirklichkeit anzugreifen; Herr Poivre selbst sahe sich genöthigt, diese lächerlichen Märchen zu Schanden zu machen. Indessen traf der in Ungnade gefallene Beniowski in der Hauptstadt ein. Er bestätigte alle die Gerüchte, die sich von seinen glänzenden Unternehmungen auf Madagaskar verbreitet hatten, und beschwerte sich über die Ungerechtigkeit der Administratoren von Isle de France. Es gelang ihm endlich, wo nicht sich zu rechtfertigen, doch wenigstens neue Belohnungen zu erhalten. Er schmeichelte sich bei Herrn Franklin ein, und brachte es dahin, daß dieser berühmte Mann ihm eine günstige Aufnahme verschaffte. Dies ist eine unbestreitbare Thatsache, von der ich selbst Augenzeuge gewesen bin. Ich darf mir übrigens nicht den Vorwurf machen, daß ich Herrn Franklin verschwiegen hätte, was ich von diesem Abentheurer wußte. Beniowski ging nach Amerika; kaum war er dort, so machte er aus neue den Entwurf, sich der Insel Madagaskar zu bemächtigen. Sein Projekt ward ausgeführt; er begab sich auf einem Amerikanischen Schiffe nach der Bay Antongil. Was man bei dieser Unternehmung zur Absicht hatte, ist mir unbekannt; ich weiß nur, daß Herr de Souillac, Gouverneur von Isle de France, den 9ten May 1786 das Schiff Louise unter dem Kommando des Vicomte la Croix abschickte, um sich gegen Beniowski's Unternehmungen zu setzen. Er ließ sechzig Mann von dem Regimente Pondicheri unter den Befehlen des Kapitäns Larcher einschiffen.

Die Louise warf den 17ten desselben Monaths vor Foulpoint die Anker. Der Oberkaufmann Herr Mateur,

schiffte sich ein, um dem Kapitain Larcher alle die Anweisungen zu geben, deren er bedurfte, um sich gegen Beniowski's Unternehmungen setzen zu können. Man wußte, daß dieser sich eines königlichen Magazins zu Ungonci\*), einem nordwärts von der Bay Antongil gelegenen Dorfe, bemächtigt hatte. Sobald der Vicomte de la Croix zu Foulpoint mit den nöthigen Lebensmitteln versehen worden war, verließ er diesen Hafen, um sich nach Ungonci zu begeben. Er kam den 23sten eben des Monats daselbst an; aber anstatt in dieser Bay, in die man nur mit Schwierigkeit einlaufen kann, vor Anker zu gehen, that er dieses lieber (zumal da die Lage auf den Karten gänzlich fehlerhaft angegeben ist) anderthalb Seemeilen weit von der Küste, in der Bay des Ostkaps, das nicht weit von der Bay Ungonci liegt. Sobald das Schiff in Sicherheit war, setzte sich der Kapitain Larcher zur Landung in Bereitschaft. Wohlbewaffnete Schaluppen mit zwei Kanonen begaben sich nach einem Orte der Küste, wo sich gar kein Hinderniß der Landung zeigte; aber in dem Augenblick, da sie aussteigen wollten, gaben Beniowski's Truppen eine Salve, so daß über die feindlichen Absichten dieses Avantüriers kein Zweifel übrig blieb. Einige Kanonenschüsse zerstreuten die Feinde, und man sah sie in die Waldung zurückkehren. Sobald sie verschwunden waren, ging die Landung ohne Hinderniß und ohne Unordnung vor sich. Der Kapitain Larcher wollte mit seinen Leuten nicht durch das dicke Gebüsch marschiren, wo er sein Geschütz nicht hätte brauchen können, sondern geradezu nach Beniowski's Niederlas-

\*) Nach Herrn le Gentils Bestimmung liegt unmittelbar vor dem Ostkap (Cap East, fälschlich Cap de Leis) eine kleine Insel, Namens Rasse Ungonci, ungefähr in 19° 18' S. Br. Die Bay etwas nordwärts vom Ostkap hat keinen besondern Namen, und wird gewöhnlich mit dem Namen: Bay des Ostkaps bezeichnet. Wo aber die Bay Ungonci eigentlich liegt, finde ich nirgends bestimmt angegeben; wahrscheinlich ist es der Ankerplatz südwärts vom Ostkap und von dem vorhin erwähnten Eiland Ungonci. G. S.

fung. Die Insulaner, die ihm zu Wegweisern dienten, führten ihn durch einen offneren Weg, auf dem er aber unübersteigliche Hindernisse angetroffen haben würde, wenn derselbe besetzt gewesen wäre. Man mußte über fünf Sümpfe und eine elende, neunzig Fuß lange Brücke, ehe man zu Beniowski's Niederlassung gelangen konnte. Es läßt sich leicht begreifen, daß der Kapitain diesen Weg nicht genommen haben würde, wenn er die damit verknüpften Gefahren gekannt hätte; aber Beniowski selbst war gar nicht besorgt, daß man auf diesem schwierigen Wege zu ihm hinkommen würde, und hatte es daher versäumt, die Brücke, die den Zugang zu ihm möglich machte, abbrechen zu lassen.

Diese Nachlässigkeit ist freilich unbegreiflich, da Beniowski einen Angriff erwartete; denn man erfuhr nachher, daß er gesagt hatte: die Einwohner von Soulpoint werden bald kommen und das Magazin, das ich ihnen genommen habe, zurück verlangen. Das soll mir recht lieb seyn; sie ersparen mir dadurch die Mühe, sie zu Soulpoint anzugreifen.

Sobald Kapitain Larcher mit seiner Artillerie die Brücke hinter sich hatte, hörte er ganz deutlich das Getöse von Arbeitern. Nicht lange nachher berichtete die ausgeschickte Patrouille, sie habe eine rothe Fahne wahrgenommen (welche auf Madagaskar die gewöhnliche Losung zum Kampfe ist.) Sogleich befahl der Kapitain, die Waffen nachzusehen, und machte sich fertig, dem Feinde in Schlachtordnung entgegen zu rücken. Man erblickte nun fünfzig regelmäßig nach der Schnur gebauete Hütten, unter denen eine ansehnlicher und höher war, als die andern, weshalb man sie für Beniowski's Wohnung hielt. Noch entdeckte man das Fort nicht, weil ein kleines Wäldchen es versteckte. Sobald man es unterscheiden konnte, sah man etwa hundert Leute sich eilig dahin begeben. Dies Fort, das auf einer mit guten Palisaden umgebenen Anhöhe lag, ward von zwei Vier- und einigen Einspündern

verteidigt. Ben i o w s k i ließ auf die Franzosen feuern, sobald er glaubte, daß sie nur noch zweihundert Toißen entfernt wären. Der erste Schuß ward mit Stückkugeln, der andre mit altem Eisen, der dritte aber mit Flintenkugeln gethan, und diese drei Kanonenschüsse unterstützte ein lebhaftes Musketenfeuer. Dessen ungeachtet rückte das Detaschement vom Regimente Pondichery in guter Ordnung immer weiter vor. Als der kommandirende Officier dem Feinde hinlänglich nahe zu seyn glaubte, befahl er, auf Ben i o w s k i zu feuern; und diese einzige Salve war entscheidend. Die Kugel ging dem Abentheurer durch die Brust, und er fiel in dem Augenblick, wo er eine mit altem Eisen geladene Kanone abbrennen wollte. Zum Glück fing das Zündkraut nicht; sonst würde ein so geladenes Geschütz in dieser Nähe große Unordnung angerichtet haben, und es ist sehr zweifelhaft, ob die Franzosen nach diesem Schusse nicht mit ihrer Expedition gescheitert wären. Sie befanden sich in einer Lage, wo sie entweder siegen oder sterben mußten: jedes Mittel, Unterstützung zu erlangen, war ihnen benommen; man hatte ihnen alle Kommunikation abgeschnitten und ihnen alle Hoffnung, wieder nach ihrem Schiffe zurückkehren zu können, unmöglich gemacht. Unmittelbar nach Ben i o w s k i 's Tode ergab sich das Fort auf Diskretion. Der größte Theil der Insulaner flüchtete über die Palisaden weg, und man bemühet sich nicht, sie aufzuhalten, da der Endzweck der Expedition erreicht war. Der Kapitain hatte bestimmten Befehl, die Insulaner mit Menschlichkeit zu behandeln. Einige von diesen kamen zu den Weißen heran, legten ihre Waffen nieder und ergaben sich als Gefangne; aber in eben dem Augenblick wurden sie wieder auf völlig freien Fuß gestellt. Ein so großmüthiges Verfahren bewog den Oberherrn von U n g o n c i, daß er zu den Franzosen kam, sie um Frieden bat und sich unter ihren Schuß begab. Er stellte dem Kapitain L a r c h e r eine alte Portugiesin vor und auch die Baronin A d l e r s c h e i n, Wittwe ei-

nes Officiers, der Benio wski'n nach Madagaskar begleitet hatte. Diese beiden Frauen waren zu jenem Oberhaupt hingeflüchtet, und nur auf ihr inständiges Bitten überlieferte er sie den Franzosen. Ueber Benio wski's Tyranei beklagte er sich bitterlich, und setzte hinzu: er regierte diese fruchtbare Gegenden mit eisernem Zepter, und raubte die Erzeugnisse des Fleißes mit Gewalt, oder vernichtete sie aus Furcht. Unaufhörlich vermehrte er die Auflagen, wodurch er uns zu Boden drückte, mit neuem Tribut. Die verehrtesten Gebräuche und Gewohnheiten wurden unter diesem verhassten Despoten auf die schimpflichste Weise verletzt. Gegenvorstellungen der Insulaner wies er mit Härte zurück. Er behandelte sie als Sklaven, legte ihnen das lästigste Joch auf, und wollte ihnen sogar die Hoffnung benehmen, jemals ihre Freiheit wieder zu erlangen. — Diese Völkerschaften waren seinen Launen unterworfen. Noch mehr seine durch nichts zu störende Kühnheit und seine Ränke, als sein ungestümer Charakter, hatten ihn zum unumschränkten Herrn von Madagaskar gemacht. Schon setzte er sich in Bereitschaft, die Franzosen aus diesem Lande zu vertreiben und sich sogar ihrer Wohlthaten gegen sie selbst zu bedienen. So wollte er die Belohnungen und die Ehrenbezeugungen, die er von Frankreich bekommen hatte, vergelten!

Die durch innerliche Kriege erschöpften Malegaschen hatten unter Benio wski's Herrschaft fast alle guten Eigenschaften verloren; sie waren weiter nichts, als niedrige-Sklaven, und blinde Werkzeuge für die Launen eines störrischen rauhen Herrn. Unter ihm blies das Land unbestellt; Vernachlässigung des Ackerbaues, und Vernichtung des Handels machten die ehemals so blühenden Gegenden zu Wüsten. Der verschlagene Benio wski hatte den Samen der Zwietracht und des Hasses unter die Insulaner ausgestreuet. Mit seinem stolzen, übermüthigen Verfahren verband er auch Unverschämtheit und Scharlatanerie, um die Menge zu täuschen. Unter den Zügen des

Hochmuths und der Falschheit, entdeckte man in seinem Gesichte noch einen wilden Blick, der selbst den Unerforschtesten in Furcht setzen konnte. Die Begebenheiten seines Lebens bestanden nur in einer langen Reihe von Verbrechen und Missethaten; und sein Tod war die gerechteste Strafe für eine schändliche Verrätherel. Man mußte entweder Madagaskar von dem Joche dieses Tyrannen befreien, oder den Kolonien Isle de France und Bourbon auf immer entsagen.

Die wilden Bewohner von Madagaskar hatten wieder die erforderlichen Kenntnisse, nach die nöthige Thakraft, ihre verlorne Freiheit wieder zu erlangen. Und wie hätten sie auch den Fallstricken entgehen können, die Benio wski so geschickt rings um sie her zu legen gewußt hatte? Dieser Feind von ihnen und von uns verstand sich auf die Kunst, Zwietracht unter ihnen zu erregen; und hätte auch unser Handelsinteresse uns nicht genöthigt, ihnen Beistand zu leisten, so verpflichtete uns schon Gerechtigkeit und Billigkeit dazu, weil wir durch unsre enthusiastische Vorliebe für jenen Mann an dem Unglücke der Malegasken Schuld waren. Allein wir haben schon bewiesen, daß Isle de France in Absicht seiner Subsistenz sehr, und bei Unglücksfällen gänzlich, von dem nördlichen Madagaskar abhängt. Die Unterstüzung vom Vorgebirge der guten Hoffnung ist alsdann zu entfernt, zu kostbar, zu unsicher, und in jeder Rücksicht unzulänglich. Es wäre unstreitig zu wünschen, daß man im nördlichen Theile dauernde Niederlassungen anlegen könnte; aber wir haben gezeigt, daß die Ungesundheit der Luft ein Hinderniß ist, welches sich nur durch Aufopferung einer großen Menge von Menschen besiegen läßt. Uebrigens kann man vom Monathe Mai bis zu Ende des Oktobers die dortige Meeresgegend ohne Gefahr besuchen; und dies ist die günstigste Zeit zum Handel: denn alsdann wird eingeerntet und man findet alle Arten von Lebensmitteln.